

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Eines Tages sah Gutzeit seine Frau aus dem Privatkontor Reizners kommen. Ihr Gesicht war von Aufregung gerötet und ihre Augen waren naß.

„Was hast du?“ fragte er sie demütig, denn es war ihm, als müßte er sie um der Schmach willen, die ihr der andere angetan hatte, um Verzeihung bitten. „Was hast du? Was hat er dir getan?“

Ihre Antwort war ein einziger, haßerfüllter Blick. „Geh! Was geht es dich an? Du!“

Da ging er zu Reizner hinein und fragte in dem gleichen demütigen Tone: „Ich bitte Sie, ich flehe Sie an — sagen Sie mir, warum kränken Sie meine Frau?“

„Ihre Frau?“ Reizner lachte. „Ich rate Ihnen, Ihre Frau zu hüten!“

Gutzeit lächelte eingeschüchtert, in der Art armer, verachteter Juden aus dem Osten. Und er machte seine Stimme noch demütiger, denn es schien ihm, daß jener doch einsehen müsse, daß ein jeder Mensch, wenn er nicht zusammenbrechen solle, nur ein bestimmtes Maß an Leid ertragen könne. „Sie peinigten meine Frau,“ sagte er weich. „Sie peinigen sie schlimmer, als wenn Sie sie schlagen würden. Bedenken Sie, daß sie ein Mensch ist! Und daß auch ich ein Mensch bin! Bedenken Sie das!“

„Ja,“ antwortete Reizner langsam und gleichsam prüfend, wie weit er noch gehen dürfe, „ich bedenke es. Aber ich werde trotzdem Ihre Frau schlagen. Ich werde es wirklich, das schwöre ich Ihnen, wenn sie sich nicht endlich dessen erinnert, daß unsere Beziehungen nur geschäftliche sind.“

Gutzeit starrte ihn stumm an, erschüttert und doch wie erstarrt.

Reizner rüttelte ihn an der Schulter. „Mensch,“ höhnte er, „sind Sie ein Mann?“

„Wir können uns ja trennen,“ sagte Reizner kalt. „Ich brauche Sie nicht. Das wissen Sie doch, daß ich Sie nicht brauche?“

„Ja, das weiß ich . . .“

„Ich will Ihnen, wenn Sie nicht zu unverschämt sind, eine einmalige Abfindung geben . . . Wieviel beanspruchen Sie? Sagen Sie es, schnell!“

Gutzeit schüttelte den Kopf. „Nichts,“ sagte er, „nein, gar nichts . . .“

Und er wandte sich um, sah wie versunken die Wand entlang, ging schleppenden Schrittes bis zur Tür, öffnete diese, blickte noch einmal zurück auf Reizner und ließ dann lautlos die Tür hinter sich ins Schloß fallen.

„Starrkopf!“ schimpfte Reizner vor sich hin.

Gutzeit stieg die Treppe hinauf, trat in den Flur seiner Wohnung und pochte an die Tür des Zimmers, in dem sich seine Frau eingeschlossen hatte.

Drinnen rührte sich nichts.

Gutzeit pochte ein zweites Mal und bettelte: „Hilbe, ich bitte dich, öffne! Ich will mit dir reden. Ich muß es. Laß mich ein!“

„Nein,“ kam es bestig von drinnen.

„Ein letztes Mal, Hilbe. Ich gehe fort. Ich will mich verabschieden.“

Der Riegel wurde zurückgeschoben, und Gutzeit trat ein. Er ließ sich in gebeugter Haltung auf das Sofa sinken und stützte die Arme auf die Knie. Er sprach lange kein Wort. Seine Frau saß am Fenster und lehnte ihm den Rücken zu.

„Hilbe,“ begann Gutzeit nach einiger Zeit, „ich will dich etwas fragen.“

Seine Frau sah stumm zum Fenster hinaus.

„Hilbe, ich möchte dich fragen, warum du einen solchen Haß auf mich hast? Was habe ich dir getan?“

„Du bist mir gleichgültig,“ sagte seine Frau, und das Klang stumpf und böse.

„Ich war dir gleichgültig, Hilbe, als wir uns heirateten, ja. Damals war ich dir gleichgültig. Aber jetzt hegst du einen Haß gegen mich. Das kannst du nicht leugnen.“

„Ich leugne es nicht,“ antwortete sie voll Verachtung.

Er holte schwer Atem. „Es ist gut, daß du das nicht tust, so werden wir uns klarer über unser Verhältnis. Unser Verhältnis war vom Anfang an eine Sünde, Hilbe. Der Haß ist jetzt die Frucht dieser Sünde.“

„Du bist ein Schwächling und ein Dummkopf!“

„Ich bin alt,“ sagte er ohne Erregung, „das ist alles. Einmal war ich jung, und einmal war ich auch reich. Aber jetzt bin ich arm. Das ist es.“

„Du bist durch deine eigene Schuld arm geworden, durch deine Dummheit!“

„Ja, jeder Mensch büßt nur seine Schuld. Jeder. Auch er wird einmal die seine büßen. Ja, auch er.“

Sie lachte heiser über seine Worte hinweg.

„Jeder,“ wiederholte er, „auch du. Denn auch du hast Schuld. Und du bist schon dabei, sie zu büßen. So wie ich.“

„Ich werde nicht büßen,“ höhnte sie ihn, „nie!“

„Warum weinstest du da vorhin?“ fragte er weich, ohne jeden Hohn. „Liebst du ihn? Du kannst es mir sagen.“

„Laß mich,“ wehrte sie ihn ab.

„Ich bin dein Mann, Hilbe, trotz allem. Wenigstens bin ich der Vater deiner Kinder. Glaub mir, ich meine es gut mit dir, so gut, wie ich es noch niemals getan habe. Ja.“

Sie schwieg.

Er stand auf, näherte sich ihr und nahm ihre Hand, die sie ihm ließ. „Laß ihn, Hilbe, denke nicht an ihn! Er ist kein Blinder, der alle Welt haßt, und wenn er dir etwas gibt, dann wird es immer nur etwas Böses sein! Ich weiß es, ich weiß es jetzt bestimmt!“ Seine Worte wurden zu einem Schmeicheln. „Sieh, Hilbe, du wirst noch leben. Du hast noch so vieles vor dir, so vieles. Laß dich nicht werfen! Warte! Es werden wieder bessere Tage kommen!“

Sie entriß ihm ihre Hand. „Bei dir?“ fragte sie hart.

„Nicht bei mir. Ich bin alt, ich werde sterben. Aber anderswo. Nur nicht bei ihm. Glaub mir!“

Sie weinte plötzlich ganz leise.

Da fuhr er ihr mit der Hand über das Haar, mit seiner kurzen, biden Hand, und sie mußte daran denken, daß auch der andere vor Wochen, in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft, das gleiche getan hatte. Und doch streichelte die heutige Hand, obgleich sie häßlich war, zärtlicher. Daran mußte sie denken. Und sie weinte mit einem Male heftiger und lauter.

Er neigte sich über sie und küßte ihre Stirn. „Verzeih mir,“ sagte er in einem Ton, den sie noch nie bei ihm gehört hatte, denn es lag etwas Geheimnisvolles, etwas Tiefes darin.

Eine dunkle Furcht erwachte in ihr, für die sie keine Erklärung hatte. „Was hast du vor?“ fragte sie und sah schüchtern zu ihm auf.

Er schüttelte den Kopf, als wüßte er sie zu beruhigen. „Nichts,“ sagte er still, „nichts Schlimmes.“

Dann fragte er: „Wo sind die Kinder?“

„Im Zimmer drin,“ antwortete sie und starrte schon wieder durchs Fenster.

„Verzeih mir,“ bat er noch einmal, trat dann von ihr zurück und verließ das Zimmer.

Er ging zu den Kindern.

Der Kleine lag im Wagen und schlief. Gutzeit neigte sich über ihn und küßte ihn voller Vorsicht, besorgt, er könnte ihn wecken.

Sodann nahm er das Mädchen, das in einer Ecke bei den Puppen saß, auf den Schoß und sprach einige leise Worte der Liebesung mit ihm. Das Kind war ungewöhnlich schön, aller Welt, auch den Eltern gegenüber. Es wunderte sich über die Zärtlichkeit des Vaters, wurde unruhig und drohte zu weinen. Da gab er es frei, und es eilte wieder zu seinen Puppen.

Er zog die Uhr und sah, daß es die Zeit war, um die unten das Kontor geschlossen wurde. Er drückte leise den Türdrücker nieder und schlich aus dem Zimmer, auf der Schwelle noch einmal zögernd.

Seine Frau hörte seine Schritte, obwohl er sich Mühe gab, lautlos zu gehen. Sie vernahm es auch, als er seine Kammer aufschloß, in diese eintrat und sie wieder hinter sich abschloß.

Sie dachte: Warum schließt er sich ein? Das hat er sonst nie getan?

Aber mit einem müden Entschluß strich sie dann alle Gedanken an ihn wieder aus. Sie wollte an den anderen denken, an den, dem sie anhing, dem sie gehörte, obwohl er sie zurückwies und verachtete.

Am Morgen des nächsten Tages fragte Reisner seinen Buchhalter: „Wo ist Gutzeit?“

Gutzeit war nicht da. Obwohl die Uhr auf zehn ging, hatte er sich im Geschäft noch nicht blicken lassen. Es wurde daher jemand in seine Wohnung hinaufgeschickt, um ihn zu holen.

Reisner wartete gereizt, denn er hatte den Eindruck, daß Gutzeit schwolle und sich absichtlich nicht blicken lasse.

Nach Verlauf von zehn Minuten kam der Bote mit bleichem Gesicht zurück und ihm auf dem Fuße folgte, noch im Morgenkleid, Hilde Gutzeit, die den Boten beiseite schob und zu Reisner in das Zimmer stürzte, atemlos, von einem jähen, furchtbaren Schreck wie erstarrt.

„Was gibt es?“ fragte Reisner.

„Mein Mann,“ würgte sie, „mein Mann . . .“

„Run?“

„Ist tot!“

Reisner sprang auf. Er hatte sich verärgert. Er packte Hilde Gutzeit am Arm. „Sind Sie verrückt?“ schrie er sie an.

„Tot,“ schluchzte sie, „tot . . . Er hat sich — erhenkt!“

Sie warf sich auf die Erde nieder, umschlang einen Sessel, schrie und weinte. Sie wußte es nicht, wie Reisner sie schüttelte, und sie hörte auch nicht die Worte, mit denen er sie beschwor, nicht zu schreien und sich zu fassen. Sie gebärdete sich wie wahnsinnig, Furcht und Entsetzen schüttelten sie.

Reisner schickte zwei seiner Leute fort, damit sie einen Arzt holten und die Behörde verständigten. Einen dritten nahm er mit zu sich in sein Zimmer, damit er ihm helfe, die Kammernde fortzuschaffen.

Sie brachten sie in Reisners Wohnung, wo sie, noch immer laut schluchzend, auf die Ottomane sank, das Gesicht in den Armen vergrub und trotz allem Zureden Reisners nur dazu zu bewegen war, abzulehnen den Kopf zu schütteln.

Reisner machte der Starrstimm der ihm sonst so gefügigen Frau gereizt. Er wandte sich zur Tür und sagte: „Bleiben Sie einstweilen hier. Ich werde sofort veranlassen, daß man Ihren Satten fortbringt. Beruhigen Sie sich endlich. Am Nachmittag werde ich Sie auffuchen. Dann wollen wir beraten, was sich tun läßt.“

(Fortsetzung folgt.)

Die spiegelnde Strecke.

Von Max Preis.

„Etwas heißen Kaffee, bitte, und genügend Zigaretten, Eugen. Sie geben dann hinunter, schließen die Halle ab, schalten das Telefon um und sorgen für vollkommene Ruhe.“

Der Diener trat aus dem blauen Halbkreis, der aus der Tischschale von der Decke herunter eine hellere Scheibe in den sonst gelben Teppich zeichnete, und unterbrach die ruhige Tafelung der Wände, als er abging, um Kaffee und Zigaretten zu holen.

Frank Witt sah indessen sehr ruhig, fast ein wenig gelangweilt, in den Kissen.

Dann brachte Eugen Kaffee und Zigaretten und entfernte sich jetzt mit derben Schritten.

Als Frank Witt allein war, gab er seinen zurückgehaltenen Nerven die Befreiung einiger hastiger Bewegungen. Dann sah er nach der Uhr, nickte zufrieden, schaltete an der Decke einige Birnen aus, so, daß das Licht milder und unwirklicher in den Raum fiel, und ging mit fast bedächtigen Schritten in die Ecke des Arbeitszimmers, wo ein grau verhänger Tisch sich an das Dunkel der Tafelung anlehnte.

Vor diesen Tisch setzte er sich, nachdem er das graue Tuch abgenommen und ein Klappbrett durch einen Federdruck hochgehoben und hintenüber gelegt hatte. Dann bog er etliche dunkel unipolnente Drähte, die von der Decke in die Tischbeine führten, zurück und schaltete Strom in die vielen Leitungen ein. Augenblicklich zeichneten sich viele gleichlaufende, rot und grün leuchtende Striemen in die Platte des Tisches. Und über diese leuchtenden Schmelztröpfchen mit winziger Geschwindigkeit dunkle Rauhen, die vorne weichen Schein verbreiterten, während ihre Ende alutrote Nadelspitze zeigten. Eine Weile sah Frank Witt dieser Spiegelung unerklärlicher Dinge zu, dann spielte er eine klappernde Melodie auf eine Reihe von Knöpfen an der Tischkante. Mit jedem Druck änderte sich das Bild auf der Tischplatte. Und schließlich waren nur mehr zwei leuchtende Striemen zu sehen und nur mehr zwei von den Rauhen, deren eine am rechten Ende der Tischplatte vor einem dicken Knotenpunkt lungerte, indes, die andere am linken Ende über die grüne Schmelz kroch. Nun waren Frank Witts Augen wie festgenäht an das Bild auf der Platte. „Noch zwei Minuten,“ flüsterte er „noch knapp zwei Minuten.“ Und als diese Zeit vergangen war, öffnete Frank Witt eine in der Tischplatte versteckte Klappe, ein Trichter wurde freigelegt, und seltsam multipliziert und verlärt, stiegen ganz ferne Geräusche daraus hervor. Ein Summen, das Rauschen von Wind und nun ein ferner, leiser Pfiff. „Endlich! Nun fährt er ab,“ dachte Frank Witt laut. In diesem Augenblick reckte sich die kleine Raupe, die bisher stillgestanden hatte. Klumpden weißen Rauches stockten aus dem Rauhenkopf und ein jernes Kaskett begleitete die schlängelnde Bewegung.

„Noch vierzehn Minuten,“ sagte Frank Witt und kostete das grausame Bild dieses Abwartens im voraus. „Um elf Uhr vierundvierzig kreuzen sie hinter Ampfort, bei Kilometer 119,7.“ „Ja, selbst wenn eine Differenz von 15 Sekunden eintreten sollte . . . jeder Zug hat 117 Achsen, die beiden brauchen also, um aneinander vorbeizukommen, brauchen . . .“ Er haletete mit den Augen über eine von Ziffern wirkende Tabelle: „Sie brauchen also . . . siebzehn Sekunden,“ „siebzehn weniger fünfzehn . . . ah! Zwei Sekunden Zeit! Ach, es heißt nur, die Augen zugleich an der Uhr und auf dem Graphikon zu haben. Siebzehn Sekunden Spielraum! Und dann . . . ein Druck auf den Knopf . . . alles . . . alles vorbei! In zwölf Minuten und zwanzig Sekunden drücke ich auf diesen Knopf!“ Er konnte es sich nicht verjagen, einen scharlachroten Knopf über der Tastatur des Tisches mit äußerster Vorsicht zu berühren. Aus dem Schalltrichter rauschte die Nacht; verschiedene Signale flachten aus diesem gleichmäßigen Einerlei wie Silberseufzer. Frank Witt sah vor dem Tisch wie die Spinne inmitten des Netzes. Die eine Raupe zwängte sich in die freiere Landschaft, die man nur winzig klein, aber immer schärfer unterschied, die andere kroch ihr ahnungslos entgegen. Wieder sprang ein Pfeifen aus dem Schalltrichter. „Glückliche Reise, meine Lieben, und auf gutes Wiedersehen. In elf Minuten drücke ich auf diesen kleinen scharlachroten Knopf.“ Das werden Sie nicht tun, Frank Witt!“ „Frei! Frei! Frei! Heiliger . . . Teufel . . . Woher kam die Stimme?“ Frank Witt stand hell aufrecht da. Hatte ihn nun der Verstand verlassen? Woher kam das Wort? Es konnte nur aus dem Schalltrichter kommen. Schreck und Erregung, die ihn unversehens angefallen hatten wie wilde Tiere, verflochten sich aber. Seine Nerven hielten den

Niem an; nur das Gehirn arbeitete mit mathematischer Genauigkeit und einer elektrischen Eile. Es stand folgendes für ihn außer Zweifel: in seine Fernleitung war irgend jemand eingeschaltet. Jemand, der — man hatte es am Klang der Stimme gehört — sich ganz in der Nähe aufhielt. Es war ferner eine weibliche Stimme, und sie mußte in der Reichweite seiner eigenen Stimme sein. Keine Eile, Frank Witt! Neun Minuten, vierzig Sekunden. Wir können uns noch eine Weile unterhalten."

Diesmal kam die Stimme nicht mehr aus dem Schalltrichter, sie quoll aus den Falten des Vorhanges vor dem vergitterten Fenster.

Frank Witt war entschlossen: Wer in sein Geheimnis tritt, wird getötet. Ah, man brauchte ja nur die Starkstromleitung, die für bessere Zwecke in Bereitschaft stand, schon jetzt ein wenig anzuwenden. Das war doch sehr einfach: man schaltet Starkstrom ein und dirigiert ihn aus dem völlig isolierten Tisch nach der Richtung des Vorhanges. Na... sollte das nicht der richtige Kontakt gewesen...? Da fließt ja kein Strom...? Und nun teilt sich der Vorhang wie aus einer Bühne, und die Frau, deren Stimme wie ein Schattens vorausgefallen war, steht plötzlich vor Frank Witt. „Mach dir keine Mühe, lieber Freund. Das Starkstromlabel ist zerschritten; und die Kraftanlage steht unter polizeilicher Bewachung. Nun wollen wir es uns aber gemütlich machen, vor allem etwas mehr Licht... so! Na, keine Dummheiten, Frank Witt, steck doch den kundigen Revolver ein. Du erlaubst eine Zigarette."

Die schöne junge Frau setzte sich unter den blauen Kreis des Deckenlichtes. Unter ihren klaren Augen wurde Frank Witt still, klein, unwichtig. Sachlich, nur manchmal von Leidenschaft gerührt, sprach sie zu dem Mann. Es war eine Abrechnung; ein Bericht. Frank Witt sah vor ihr, schwam, übernahmelt. Die Frau sog an ihrer Zigarette und sagte: „Du hast noch immer diese angenehme Sorte. Wie wenig sich der Mensch verändert! Nun habe ich dich über drei Jahre nicht gesehen, und noch immer rauchst du dieselben Zigaretten. Aber, ich muß mich beeilen. In acht Minuten! Siehst du, Frank, als ich dich damals verliebte, geschah es, wohl weil ich Joachim Staalt lieb hatte; es geschah aber auch, weil ich nicht bei einem Verbrecher bleiben wollte. Ein durchaus genialer Verbrecher, schade, daß ich dich um den Erfolg trügen muß. Man konnte neben dir nicht leben. Du sehnst dich nach dämonischen und geheimnisvollen Dingen. Du wolltest immer zerlören, aber nicht mit dem Messer in der Hand; nein: leuchtbar, heimlich, feige. Deine wundervolle Erfindung kam dir zu Hilfe. Du bist reich; du konntest es dir leisten, unsumme Summen auf technische Versuche auszugeben. Deine Erfindungen standen im Dienste des Todes. Vielleicht bist du verrückt, Frank. Jedenfalls konnte ich nicht mehr deine Frau bleiben. Und ich habe Joachim Staalt lieb. Darum ging ich mit ihm. Und von dir. Du erinnerst dich. Die seltsamsten Anschläge gegen sein Leben und das meine halfen das erste halbe Jahr nach unserer Trennung ein. Sie mißlangten samt und sonders. Die besten Detektive waren mit den Nachforschungen betraut; sie fanden nichts. Mit einem Male hörten die Nachstellungen auf. Ich ahnte, was das zu bedeuten hat. Die Detektive meldeten: Frank Witt lebt zurückgezogen seinen technischen Versuchen. Da wußte ich: Du bereitest dein Meisterstück vor... Ich wurde mein eigener Detektiv. Ich hat Joachim, allein in der kleinen Bergstadt zu bleiben, und lebte in deiner Nähe. In hundert Verkleidungen war ich in diesem Zimmer. Du wolltest töten und wußtest nicht, daß das Opfer unter deinen Augen die Ferne des Tötens zurück machte."

Sie blickte nach der Tischplatte, wo noch immer die leuchtenden Striemen glühten, und die Knäuel sich nun ganz nahe aneinander herangeschoben hatten.

„Die Zeit drängt, Frank. Ich werde dir nur die Tatsachen erzählen. Oh, nur mehr sechs Minuten: hör mir zu, Frank. Ich habe auch nichts Geringes geleistet, als ich dich drei Jahre lang beobachtete. Also: erster Anhaltspunkt: du siehst in dem Dienstzimmer des Stationsvorstehers von Plahnsee. Einsames Nest im Wald. Zugverspätung. Mit dem Vorsteher bist du gut. Blödsinn fällt dein Blick auf die Wand. Auf ein dünnes Blatt Papier, in das hundert rote und schwarze Linien eingezeichnet sind. Was denn das sei? Das? Ah, nur ein Graphikon. Ja, da wären mit ganz genauen Linien die Füge eingezeichnet, die auf der Strecke liegen. Das sei gleichsam ein Spiegel, ein graphisches Echo der gesamten Verkehrsleiter. hm! Ob, ob man solch ein Graphikon nicht einmal haben könnte? Gewiß! — Einer meiner Beamten hat diese Szene beobachtet und mir hinterbracht. So erfuhr ich, wie dir der Vorsteher ein andermal die kleinsten Geheimnisse des Graphikons, die festen und verlegten Kreuzungen der Eisenbahnsüge erklärte. Ich erfuhr, daß du ein Graphikon der Strecke verstaatlicht, an der die Stadt liegt, wo Joachim wohnt, in der du auch mich vermutetest. Erfuhr, daß du das Eisenbahnwesen studierst, heimlich die Strecke, an der dir lag; erfuhr, daß du Tage und Nächte krause Linien auf Papier zeichnest, kurz, ich wußte: du hattest uns irgendwie den Tod auf der Eisenbahn zugebacht. Ich schickte Joachim ein Telegramm, „auf keinen Fall verreisen, bevor Nachricht kommt.“ So war er gesichert. Wir sahen uns in diesen drei Jahren nicht oft. Wir mußten ja die Bahnsüben vermeiden. Und so kuschelten wir wie zu Zeiten unserer lieben Urgroßmama mit rumpeligen Wagen zueinander. Deine Ab-

sichten sollten nicht durch Verlegung seines Wohnortes gestört werden. Denn, auch ich wollte mich rächen!

Du meldest ein Patent an zur Verwertung einer neuen Starkstromerfindung, die du nie gemacht hast. Aber sie gab die den Vorwand dafür, große Kraftanlagen zu bauen auf der Strecke, an der uns beiden der Tod zugebacht war. Allmählich wurde dein Haus eine elektrische Zentralstelle. Ich habe dich damals wiederholt besucht, Frank. Einmal sogar in der Verkleidung eines Arbeiters. Und weil ich an deine Leitungen mit einer Geheimleitung angeschlossen war, wußte ich nun, was du wolltest. Ich bewunderte dich! Du hast das leuchtende Graphikon erfunden. Du kamst mit ein paar Knöpfen die Strecke beherrschen. Hinter Anshort hätte in drei Minuten das Schicksal von ein paar hundert Menschen besiegelt werden sollen. Denn wenn die beiden Füge, die hier, in winzigster Spiegelung nur ein paar Millimeter von einander entfernt sind, wenn die aneinander vorbeischieben, dann hättest du auf den Knopf gedrückt und der elektrische Tod wäre durch die Schienen gefloßt, hätte mich und Joachim und hundert Unschuldige vernichtet. Denn du wußtest, daß in dem einen Zug, in der einen Knäuel, der bei Kilometer 119,7 den anderen trifft, mit dem du mich zu ihm befohlen hattest. Ich konnte Joachim nicht mehr warnen. So blieb mir nichts übrig, als die Polizei zu verständigen.

Nun Frank, sei stark. Noch fünfzig Sekunden. Sieh! wie die Knäuel schon aneinander leben. Das war der Augenblick, auf den du drei Jahre deines Lebens verschwenderst. Und nun, mein armer Freund, drücke auf den Knopf... so... so. Du siehst, die Füge sind glücklich aneinander vorbei! Gott sei Dank... Adieu Frank! Sie trat aus dem Dunkel der Erde und verschwand hinter der ruhigen Fädelung der Wand. Draußen wartete der Polizeikommissar. „Ist es so weit?“ „Warten Sie bitte noch eine Minute.“ Jetzt horchte sie wartend in die langsamen Ständen hinein, dann fiel, vom Fenster her, wo das Graphikon stand, ein Schuß. „Herr Kommissar, Sie brauchen sich nicht mehr zu bemühen.“ Und sie ging aufrecht und ernst die Treppe hinunter.

Im Badezug.

Von Lena Christi.
(Nachdruck verboten.)

„Angetreten! — Gehst amal her da, meine Herrschaften! — Um drei Uhr wird jeder gschrubbt und 'badt, — Verstanden! — I Hoff, daß euch der Dred net reut zum Runterschwabn!“

Der Herr Feldwebel steht im Hof eines als Ruhequartier hergerichteten belgischen Bauernguts und macht also mit diesen Worten seine Kompanie mit dem bevorstehenden Ereignis bekannt.

„Wer a Soassa hat, nimmt's mit — wer a Wurzelbärheit hat, nimmt's aa mit; — wer an Köpftriegel braucht, meldt sich zur zweiten Abteilung! — Wer's Waser südzg, kriagt a Waschpulver, und wer net mitgeht, der kriagt an Extrate!“

Er betrachtet die Wirkung seiner Rede. Aber da ist nichts zu sehen, als eine einzige große Enttäuschung. Keine Spur von Freude, — von Spannung!

Jetzt wird er aber suchsteneiselnüß: „Natürlich! Da hängt' d' Letzchen scho wieder! Gell'schaft, traurige! Wenn nur amal oaner im Dred ischidat!“

Er läßt mutschraubend davon.

Die Unteroffiziere aber und die Mannschaften stehen furchtbar unglücklich da, und der Unteroffizier Maurer macht seiner Stimmung Luft: „Ja no! — Da sollst wo Letzchen macha! — Jetzt nimmt ma ganz und gar ziammenschniden aus'n Schänzen-grabn, is hoamt und moant, ma kam si endl amal ausschlaffa; — derweil woakt's baden! — Des wird wieder a so a Bergnügen! — In irgend an alten Wagnschmiermüßel oder in einer rimmtan Krautbrennt! — Da derf nachher a jeder oamal untertraubn, dreimal über d' Haut fahrn, — und wieder raus. — I kenn die Gschicht! — Mir sagt soaner was! — Und dees Wasser dees steht scho vierzwanzg Jahr drinn in dem Faß, oder no länger! — Da ham ja si anno siebzg scho alleweil d' Haren neigwaaschen! — A so werd's lemna: jawohl. I woakt's ja scho zum voraus! — Und da sollst a no an Kreizsprung macha und herrvergeltsgott saga! — Naa. I bedank mi bestens für die Baderei!“

Seine Kameraden schmunzeln.

Und der Geseire Buchner meint: „Wahr is's scho. — An Raach kriagt ma scho gar net aa! — Was werd's aa bünders werdn! — A paar Kaffeekasert voll kalts Wasser werd si halt a jeder über sein Leichnam schütten müßsen, und darnach an d' Sinna stelln, daß er wieder scho trocknet...“

„I glaob's gar net, daß's so nobel hergeht!“ sagt der Raubler Kavel von zweiten Glied: „Da werd's ganz einfach boahen: angetröten, nachher wern mir antreten. Na wern's uns an die nächstbeste Regenlada fährn, und da werd's boahen: ins Bad; un nachher wern mir mit uniere Plattformen drinnisch in der Soß, wern a paar mal in 'd Händ spelm, a bisl „aab“ grobna und mit Rehrt marsch wieder in unsern Unterstand traben. Ja, wobl. I moan, i siech's scho!“

Man erwartet also die Badestunde mit recht gemischten Gefühlen und allerhand frommen Sprüchen und Wünschen.

Um zwei Uhr kommt der Feldwebel: „So, is alles da? — Ungetreten! — Die Kompagnie marschirt hinüber zum Bahnhof!“

„Zum Bahnhof!“ murmelt der Raubler; „die wern uns doch net mit an Duzszug ins Seebad bringa!“

Die Kompagnie zieht also zum Bahnhof.

Da steht wahrhaftig ein Zug! — Und es kommt tatsächlich der Befehl: „Immer achtundvierzig Mann in acht Gruppen zu je sechs Mann! — Jede Gruppe befestigt ein Weite!“

„Jeh da bin do scho gespannt wie a Telegraphendraht, was mit uns geschiedt!“ sagt der Schneider Benedikt zu seinen fünf Kameraden beim Einsteigen.

„Barole Wiesbad!“ erwiedert einer von ihnen und seufzt. „Herrschafft! Da is ja eingezigt! Die Wägn sand ja warm!“ ruft plötzlich der Unteroffizier Maurer; „da schaug her! Die gebus nobel s' Belgien! Die heizen im Hochommer aa ei!“

Da erkönt der Befehl: „Mes auskleiden!“

Jeder rumpelt aus der Uniform, hängt seine sieben Zivetschgen an den Kleiderhaken und denkt: „Jeh dees is guat! Da muak ma glei nachat ins Seebad fahen! — Scheints, damit ma schneller beim Zeug is, wamm der Zug am Meerbusen halt, und wenn's hoast: Mit Kopfsprung marisch marisch!“

Nun sind sie alle ausgekleidet, und der Raubler meint: „A Herrschafft! Jeh schaugn mir guat aus! Jeh wamm uns der selige Paradiesadam sehgn tat — so in seiner Uniform — mit'n Hundseichen umhängt, statt'n Feigenblatt! Dar tat uns sofort seiner Evert vorstelln!“

„Kinder, hat koaner an Fahrplan dabei?“ fragt dertweil ein anderer; „i möcht doch amal nachschaugn, ob der Krippeel Verspätung hat, daß er so lang net abfahrt!“

„I glaab eher, daß der no s' frühah dro is,“ meint der Schneider; „mir müassn sicher no so lang warten, bis droben a Seeschlacht vorbei is. — Aber — da schaug her, — da sieht a Kisten! — Mit lauter Soaffa! — Ah, Herrschafft: Nur Seife ins Bad! Kein Handtuch! steh da auf dem Vedel! — Da san also ertrige Wotrochungsmanneffeln kommandiert, scheints, die wo dertweil am Strand spaziern gegangan, bis mir wie die Venus wieder rauskemman aus'n Wasser, schneeweiß wie aa Meerschammpil!“

In diesem Augenblick öffnet sich eine schmale Tür, der Feldwebel erscheint und ruft: „Is alles fertig? — Natürlich, der Schneider muß wieder eine Extratofstüm anhaben! Der muß im Brustbeutel baden! — Alles im Gänsemarisch mir nach!“

Die Leute rumpeln auf, — folgen verwirrt der Kompagniemutter, — und stoßen, einer nach dem andern, plötzlich den Ruf aus: „Ah, Ah, Herrschafft!“

Da sieht man ja plötzlich in einem richtigen Brausebad!

Ein Güterwagen, — noch zwei, — alle drei wie die D-Zugwagen durch eine sogenante Ziehharmonika miteinander verbunden, mit sauberen Holzrostböden, Fußbänken, Seitenbrettern ausgestattet, — mit je 38 Brausen an der Wagenbede, — wie in einem städtischen Volksbad!

Die harte Verwunderung der Leute hat sich noch nicht gelöst, als sie, immer zwei unter einer Brause, dastehen und gespannt zu derselben emporschauen.

„Gibs da koa Wasserbahn?“ fragt einer noch; — da kommt ein Strahl, — und er hat die Augen und das Maul im Ru so voll, daß es ihm zur Nase wieder herauskommt.

„Ah! — Ahhm! — Wusch!“

Wahre Indianerlaute, wohliges Gurgeln und freundiges Wischern schallt durch die ganze Gesellschaft.

„Ah — Is dir dees an Wohlthat! — I kimm mir vor wie a Engländer! — Wie a junger Herrgott!“

„Einseifen!“

„Hei! Das geht! Da schrubbt und ribbelt jeder an sich — an dem Kameraden, — seift, reibt und schäumt, — und hat keine anderen Baute mehr als ein wohliges Grohnen und Brummen.

Und dann kommt abermals ein warmer Wollenbruch; — der Trud und die Seife, der ganze Grand, alle schlechte Banne, die Müdigkeit und Erschöpfung, — sie werden weggeschwemmt von diesem Regen.

„Himmelseiten! — Jeh seht gar nig, als wie a Suffrgettenkompagnie zum Abtrochnen!“

Der Raubler sagt's.

Aber da ist der Traum zu Ende, wegtreten heißt's und Platz machen für die nächsten.

„Kinder, dees war direkt a Märchengschicht!“ sagt darnach beim Rückmarsch der Unteroffizier Lachner; „i kimm mir grad vor, wie a abgipste Suppendüssel!“

„Und i wie a Osterlamperl vom Konditor Teiglein!“ sagt der Gefreite Buchner; „Herrgott, heut wamm uns d' Engländer sehgn taten! Die würden direkt bünd, vor lauter Glanz! Is guat, daß mir jeh grad Neumord habn! — die Kerl moanaten sunst direkt, 's Christkindl war kemma!“

Unter solchen Sprächen geht's zurück ins Ruhequartier, wo sich jeder den Fraß und Schlaf gut schmecken läßt. Am andern Tag ziehen die Leute mit neuem Schweiß und frischem Mut in ihre Gröbcher und Gräben.

— **Cornelie Ruernberg:** Im Bann der Götter. Germanische Tragödie in 5 Akten. — 17, Weimar, Weimarer Schriftsteller-Bund. Preis im Umschlag 2 Mark. — Ein starkes dramatisches Talent leuchtet aus dieser germanischen Tragödie uns entgegen. In dramatisch lebendiger, eigenartig poesievoller, formvoller Sprache voll Kürze und Gedringtheit, hinreichender Gestaltungskraft des darin zum Ausdruck kommenden Lebens aus der Zeit des 8. Jahrhunderts, wo noch Heidentum und Christentum um den Sieg rangen in den Herzen und Heimatstätten der freien Sachsen, erhebt uns ein Bild aus jenen großen Tagen, da erst das Schwert den vollen Sieg des Kreuzes nach Macth des Großen Willen erringen mußte. Der prächtige dramatische Stoff ist von der Verfasserin der Tragödie voll gemästert; die Gestalten des Dramas erwachen vor unseren Augen zur vollen erforderlichen tragischen Höhe, das handhaft heidnische Heldenpaar, Sigurd und Hise, gibt wahre Prachtfiguren für die Bühne und tritt aus dem Chor der Nebenspieler und Spielerinnen gewaltig lähn und charaktervoll hervor. Aber auch diese Gestalten sind gut und prächtig lebensvoll getroffen; der verräterische doppelte Abtrünnung und schwächliche Bruder Sigurds; die treue, zum Christentum neigende Selga; der milde, echt christlich fühlende Abt Eginhard; der fanatische Mönch Kilianus; der Laienbruder Andreas, später Gatte Selgas, und Dietrich, Hausmeister auf Sigurds Hofe. Die glückliche Wahl des Stoffes, die hohe dramatische Spannung, kunstreiche, kräftige Sprache, der starke Gefühlsgehalt dieser germanischen Tragödie berechtigen zu der Hoffnung, in Cornelie Ruernberg eine sehr beachtenswerte neue Kraft für unsere großen Bühnen begrüßen zu dürfen.

— **Das Glück in der Sadgasse.** Roman von Herman Kurz. Geb. 5 Mark. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. — Das Buch handelt von bescheidenen Denten und ihren Schicksalen, und wenn man es liest, wird einem selbst so bescheidenlich zu Mute, als sähe man in einem alten sonnigen Klostergarten und ein weißer Prior weise über die Klostermauer auf den Strom des Lebens, in dessen breitem, behäbigem Lauf sich die bunten Bilder der Welt da draußen spiegeln.

— **Hans Müller-Schlösser:** Die Zinnkanne. Novelle in drei Aufzügen. — Verlag von Egon Kiesel & Co., Berlin W. — Preis 2 Mark. — Die neue Komödie Müller-Schlössers weist alle Vorzüge seines so schnell berühmt gewordenen „Schneider Wibel“ auf. Wie in jenem ist auch in dieser der Dichter jenseits geistiger und seelischer Erschütterungen voll Ironie und treffender Satire. Bei aller dramatischen Schwungkraft wirkt sein Mid für die Winzigkeiten des Militärs und sein Begagen am kleinbürgerlichen Leben vergnüglich und anheimelnd. Dabei ist aber niemals an dem literarischen Wert seiner Arbeit ein Zweifel, denn sie wurzelt im heimatischen Boden, und die Charakteristik der Personen ist durchaus auf vollstiche Art gestimmt.

— **Das literarische Echo.** Halbmonatsschrift für Literaturfreunde (Begründet von Dr. Josef Ettlinger. Herausgegeben von Dr. Ernst Heilborn.) Verlag: Egon Kiesel & Co., Berlin W. 9. Das 1. Dezemberheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Otto Braun: Auffassung und Schilderung der Wirklichkeit; Erich Klein: Zacharias Werner; Hans Freund: Die Dramen Arno Nabels; Hedwig Fischmann: Das Bild der Alpen; Kurt Martens: Flugblätter über den Krieg XV; — Echo der Bühnen (Frankfurt a. M., München, Berlin, Nürnberg, Hamburg, Wien, Coburg) — Echo der Zeitungen (Goethe und Luther, Theater und Kultur, Walter Fleg, Besuch bei Maurice Barrès, Verschickenes) — Echo der Zeitschriften (Nord und Süd, Masten, Die Mode) — Echo des Auslandes (Serbischer Brief, Französischer Brief) — Kurze Anzeigen von Martin Sommerfeld, L. Voornhard, Kurt Münzer, S. Zanken, Hugo Vieber, Hans Brand, Ludwig Geiger, Alexander von Weilen, Richard Charmah, Max Dohberg — Notizen — Nachrichten — Der Büchermarkt.

— **Unsere Blüchlein,** Vom geheimen Leben der Seele und der Ueberwindung des Todes von Dr. Carl Vogl. Einhorn-Verlag, Dadau. — Ein tief verinnerlichtes Buch ist es, das Dr. C. Vogl hier geschrieben hat. Der Verfasser behandelt die Frage der Unsterblichkeit, die Feststellung des tatsächlichen Vorhandenseins einer weiteren übersphärischen Existenz, nach der von je die allerhöchste Sehnsucht des Menschen geht, und zeigt, wie die Geisteskräfte Urchristenglauben und altindische Weisheit die Krone des Lebens vorahnend schauen lassen. Das Diesseits, Aufklärung, Rationalismus, Vernunftswahrheiten, Nihilisches Herkommensentum, alle Argumente der diesseitigen Welt werden dem Jenseits eines unbekanntem Seins entgegengesetzt. Des Geistes Sein ist Herr über der Materie Sein. Das interessante Werk wird vielen Anregung und Belehrung geben.

Wo ist der deutsche Hordyposten?

Auflösung des Bezirkesbildes in voriger Nummer: Zwischen dem links ehenden Soldaten und dem mittleren Pferd. Man betrachte das Bild von der linken oberen Ecke.

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Er gab noch einige Anordnungen im Kontor und verließ dann sofort das Haus, in das er nicht zurückzukehren gedachte, ehe die Leiche fortgeschafft wäre.

Er schritt schnell aus, von einer geheimen Freude beflügelt. Sein Herz schlug so heftig, daß er vor einer Auslage stehen blieb, um Atem zu schöpfen. Während er die ausgestellten Waren musterte, ohne sie in Wirklichkeit zu sehen, fragte er sich, was es denn wäre, das ihn so freudig erregte. Und er mußte bis auf den untersten Grund seiner Seele schauen, um es zu finden.

Ja, dieses war der Grund: daß einer hatte sterben müssen, um ihm, Reizner, die Wege zu ebnen. Und daß dieser eine, die Kupflosigkeit jedes Kampfes einsehend, so geräuschlos davongegangen war. Das war geschehen. Und das war sein Erfolg, der Erfolg seines Willens, der sich nun nicht mehr beirren ließ.

Reizner schritt weiter, von einem Meer von Gedanken angetrieben, das ihm an den Leib rückte.

Wie dumm war der Mensch und wieviel mußte er lernen und erfahren, um zu erkennen, daß die Moral nicht ein Mittel für, sondern gegen die Schwachen war, die mit ihr gefesselt wurden, weil ihre Schwäche, hemmungslos sich selbst überlassen, nur Unheil stiften konnte. Für den Starken dagegen war die Moral nicht da, und ihm war es auch gegeben, dem Gesetz auszuweichen, wie einem blind wütenden Tier, das man lenkt, indem man seine brutale Kraft auf eine falsche Bahn, auf ein totes Gefeis lockt.

Wie, war er einst nicht gestraft worden, nicht weil er getötet, sondern nur versucht hatte, zu töten? Und jetzt? Jetzt hatte er getötet. Und die Folge war nur, daß sich sein Vermögen mehrte. Die Schuld aber, die Schuld an dem Tode eines unnützen, zum Leben nicht mehr tauglichen Menschen trug er keineswegs wie eine Last. Wie eine Genugtuung trug er sie. Er war dem Leben eine Rache schuldig für das, was es ihm angetan hatte. Er rächte sich.

Reizner speiste mit Behagen bei Diller und fuhr sodann in den Tiergarten, den der Herbst schon anfangend rötlich zu färben. Die Luft war klar, alle Farben prangten in Reife und Sättigkeit. Und es war, als rieche alles mit einer Heiterkeit, die aus der Ueberzeugung erfahrenen Alters kam: genieße, genieße!

Erst gegen Abend fuhr er heim, man begann, als er eintrat, schon das Kontor zu schließen.

„Alles in Ordnung?“ fragte er rasch.

Man antwortete ihm, daß die Leiche des Selbstmörders fortgeschafft sei und Frau Gutzeit sich oben in ihrer Wohnung befinde.

„Wollte sie mich sprechen?“

Nein, man wußte nichts.

Er ging hinauf, läutete und fand Hilde Gutzeit bei ihren Kindern.

Sie sah verweint aus, schien aber überwunden zu haben; denn ihre Augen blühten voll müder Ruhe.

Reizner stimmte das fröhlich, und er schlug sofort einen bestimmten Ton an, als lägen hinter den Ereignissen des Tages schon Monate und Jahre. „Wir wollen beraten,“ sagte er. „Sind Sie bereit?“

Sie nickte.

Da antwiderte er ihr in raschen, sicheren Sätzen, wozu er sich nach reiflicher Ueberlegung entschlossen hatte. Er sah sie dabei mit überlegenem Spott an. Und diese Ueberlegenheit, die er fühlte, schmeichelte ihm, er spiegelte sich gleichsam in ihr, und er war mit dem Bilde, das dieser Spiegel zurückwarf, sehr zufrieden.

Daß sie keinen gefühligen Ausdruck auf eine Abfertigung in Geld habe, werde sie wissen. Das, was er ihrem Gatten und ihr in den letzten Monaten habe zukommen lassen, sei ein Geschenk gewesen, mit dem er sich ihnen beiden habe dankbar zeigen wollen dafür, daß sie, ohne das freilich zu beabsichtigen, durch ihren Ruin ihm selbst Gelegenheit gegeben hätten, sein eigenes Vermögen zu vermehren. Diese Dankbarkeit wolle er auch weiter bekunden, dadurch, daß er ihr nun, womit sie allerdings für alle Zeiten abgefertigt sein würde, noch einen festen Betrag von fünftausend Mark zur Verfügung stelle. Und er fragte sie, ob sie damit einverstanden sei.

Wieder nickte sie stumm.

Er verbeugte sich und zog ein Papier aus der Tasche. „Gut, dann bitte ich, diese Erklärung zu unterschreiben.“

Sie unterschrieb und gab das Papier zurück.

Er steckte es sorgfältig ein und zählte ihr sodann in fünf Scheinen den Betrag von fünftausend Mark auf den Tisch. „Stimmt es?“ fragte er.

„Ja, es stimmt.“

Er lächelte. „Sie sind brav, und das macht mir Freude. Sie sollen deshalb auch nicht vergessen, daß, wenn Sie in Zukunft einmal in Not geraten sollten, Sie immer einen Freund in mir haben werden.“ Er sah sie prüfend an. „Einen Freund!“ sagte er noch einmal mit Betonung. „Haben Sie mich verstanden?“

„Ja,“ sagte sie matt.

Er verbeugte sich leicht. „Auf Wiedersehen also — und, wenn es sich macht, . . . das heißt, ich dränge Sie natürlich nicht!, . . . aber es ist doch wohl nötig, daß ich es sagel, . . . also, ich meine: diese Wohnung . . . müßten Sie bald . . . verlassen.“

Sie hörte keine Schritte draußen verhallen.

Mit blinden Augen starrte sie vor sich hin ins Leere.

9. Kapitel.

Reizner hatte Glück.

Er hatte aber nicht nur Glück, er arbeitete auch. Außerlich unterschied sich seine Arbeit nicht viel von der, die er in seiner Jugend in Hamburg geleistet hatte. Wieder galt er

als geschäftlich außerordentlich rührig, scharf und nüchtern im Denken und rasch und selbständig in seinen Entschlüssen. Nur daß diese Eigenschaften jetzt in ihm gewachsen waren und daß er es verstand, aus einer Stunde zwei zu machen.

Er genoß bei allen, die mit ihm zu tun hatten, Vertrauen, welchem freilich immer eine Art Furcht beigemischt war. Diese Furcht galt seiner Rücksichtslosigkeit. Denn es war bekannt, daß er einen unheimlichen Spürsinn besaß, dem keine Schwäche des Gegners entging. In dieser Schwäche biß er sich dann bei denen, denen er übel wollte, fest. Und sonderbarerweise gab es niemanden, der glaubte, daß Reiszner ihm wohlwolle. Aus welchem Grunde Reiszner eigentlich überall verhaßt war.

Es schien indes, als ob Reiszner diesen Haß gar nicht bemerkte; denn wo immer er sich zeigte, zeigte er sich mit einem Lächeln, dessen Liebenswürdigkeit jede Härte und jede böse Absicht Wägen zu strafen schien. Und immer war er dabei, den Kreis seiner Beziehungen zu erweitern. Ueberaus schnell hatte er sich die Fähigkeit angeeignet, sein wahres Gesicht zu verbergen, und Leute, die ihn das erste Mal sahen, waren in der Regel bezaubert von ihm.

Nicht weniger gut verstand er sich auch darauf, seine wahren Pläne zu verschleiern. Stets trat er auf den Plan mit der Miene eines, der nichts will, um sich dann mit spöttischem Dank zu verabschieden, wenn er erreicht hatte, was er wollte.

Was das war, wußte man erst, wenn es zu spät war, sich vor ihm zu retten. Denn er hielt sein Opfer fest und gab es erst frei, wenn es sein Verbündeter geworden war. Eine Menge listiger Verträge leitete so Menschen an ihn, die, obgleich sie wünschten, ihm zu schaden, ihm doch Nutzen stiften mußten.

Er war rastlos. Das von Gutzeit übernommene Geschäft füllte längst nicht mehr den Tätigkeitsdrang aus, der in ihm steckte, und er hatte es kaum sieben Monate in seinem Besitz behalten.

Im Winter fand sich eine Gelegenheit, es mit großem Vorteil zu verkaufen, nebst jenem Haus im Westen, in dem zu wohnen ihm nicht mehr gut genug war. Er brachte eine Villa im Grunewald an sich, die er glänzend einrichtete, und anstatt daß ihm dieser Tausch Geld gekostet hätte, brachte er ihm Geld ein.

Er kaufte, verkaufte, kaufte zurück, — er verkaufte keine Gelegenheit, die günstig war. Und nie verschwendete er. Daß auf diese Weise seine Mittel sich mehrien, war kein Wunder. Innerhalb acht Monaten hatte er eine halbe Million Mark verdient.

In seinem Privatleben genoß er einen tadellosen Ruf, wenn auch den eines Sonderlings, der sich abschloß, der jeden gefelligen Verkehr mied, um sich zwischen seinen vier Wänden zu vergnügen.

Man sah ihn in keinem Theater, bei keinem Konzert, bei keinem Rennen, ja, nicht einmal Liebchaften hatte er, der doch noch jung und nicht verheiratet war.

Kein Weib schien Eindruck auf ihn zu machen. Er bewahrte ihnen gegenüber eine höfliche Zurückhaltung, hinter der sich, wie man glaubte, eine heimliche Verachtung verbarg, die die Frauen inbessen nie fühlten, weil die Mäßigung, mit der er sie behandelte, völlig undurchsichtig war.

In jenen Tagen nun begegnete Reiszner einer Dame, die, wie sie sich ausdrückte, den lebhaften Wunsch hatte, seine Bekanntschaft zu machen, da man sie vor ihm gewarnt habe.

Die Unterredung fand in dem Kontor eines Geschäftshauses statt, das Reiszner gemeinsam mit der Dame, die in weiten verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Inhaber des Geschäftes stand, eben verließ.

„Man hat Sie vor mir gewarnt?“ fragte er. „Warum?“

„Weil Sie, wie man mir sagte, ein Raubtier sind.“

„Ich bin Kaufmann,“ gab Reiszner mit einer lächelnden Verbeugung zurück, „sonst nichts.“

„Und ein Frauenhasser, wie?“

„Nicht ein Hasser aller Frauen,“ entgegnete Reiszner und maß sie mit einem langen Blick.

Sie hielt den Blick nicht aus und sah zur Seite. Unter einem Lächeln sagte sie auf: „Wollen Sie mir eine Schmeichelei sagen?“

Er wehrte ab. „Nein, nein. Aber warum sollte ich Sie hassen?“

„Ja, warum?“ pflichtete sie ihm bei, während sie auf

die Straße hinaustraten, „wo Sie mich doch gar nicht kennen?“

„Doch, ich kenne Sie. Sie sind Mary verwitwete von Marisch. Ihr Gatte verstarb vergangenen Winter im Süden und hinterließ Ihnen vier Millionen.“

„Sie sind gut,“ lachte sie, „kommen Sie, wir wollen ein wenig plaudern.“

„Es ist kalt,“ wandte er ein. „Und was hätten wir uns zu sagen?“

„Sie sind ein Bär! Worüber kann man mit Ihnen sprechen?“

„Ueber Geschäfte,“ sagte er sehr ernsthaft.

„Gut, ich will über Geschäfte mit Ihnen reden. Ja, das will ich, gerade das. Sie sind mein Mann.“

„Nicht hier,“ wich er aus. „Hier ist nicht der Ort, aber Geschäfte zu sprechen.“

„Wo?“

„In meinem Kontor.“

Sie schüttelte entrüstet den Kopf. „Nein, das werde ich nicht. In Ihrem Kontor werde ich Sie nicht aufsuchen.“

(Fortsetzung folgt.)

Dämmerung.

Märchen von A. Clara.

Es war zur Zeit, als sich aus dem Anfang alles Lebendigen leuchtend und zwingend der Gedanke erhob, und die ersten Geister schuf, so daß in die starre Hölle die Bewegung kam.

Da herrschte über dem Erdensystem ein mächtiger König, der gebot der Finsternis und hieß Mandartha. Die Erde war ganz in Dunkelheit gehüllt, deshalb hatte sie keine Farben und das Leben schlief in ihr, als wäre es tot. Mandartha's Königsthron war aus schwarzem Marmor, er selbst hatte dunkles, lockiges Haar, und seine Augen glühten zwei schwarzen Seen; sein Antlitz allmählich erschien weiß und schön — es war das einzig helle in Mandartha's Königreich.

Das schlummernde Leben in der Erde trug unbewußt tiefes Leid um die Finsternis, in der es verflümmern mußte, und schlügte im Schlaf. Dies Stöhnen floß wie eine Welle der Qual in die Unendlichkeit hinaus und wurde vom Gedanken erfaßt. Er ließ sich von ihm in Mandartha's finsternes Reich führen — und es erbarmte ihn. Nun kam er lange Zeit, wie er Hilfe bringen konnte. Und er schuf das Licht. Es war anzusehen wie ein wunderliches Weib. Die Haare glänzten wie lüthiges Gold, das Gewand schimmerte weiß und fein, und die Augen leuchteten aus dem hellen Gesicht, daß es ringsum hell wurde. Sobald sie offen waren. Der Gedanke nannte das Licht Jalbada, und er freute sich über die unendliche Schönheit. Aber König Mandartha weigerte sich, das Licht aufzunehmen, weil er darin eine Beschränkung seiner Macht sah. So kam es zu einem gewaltigen Krieg, in dem der Gedanke siegte, denn er war mächtiger als die Finsternis.

Er gebot Jalbada, das Reich des Königs Mandartha zu durchwandern und zu erwecken, was schlief. Dann sollte sie zu ihm zurückkehren und Mandartha möchte während der Stunden ihren Abwesenheit sein altes Herrscherrecht ausüben, bis sie wieder kam.

Jalbada machte sich auf den Weg, und Mandartha floh, ehe sie kam, in die tiefste, dunkelste Schlucht seines Reiches. Dort rang er mit seinem Schmerz, denn er war sehr stolz. Ein heißer Born gegen den Gedanken und Jalbada stieg in ihm auf, er schleuderte den geschändeten Herrscherstab von sich und riß die Krone aus seinem Haar. Dann wurde er plötzlich ruhig, nicht einmal vor sich selbst wollte er zugeben, wie tief verletzt er war. Von seinen Lippen strömte ein Eiseschweiß, sein Gesicht wurde leblos starr, und aus seinen Augen taute es nieder — der erste Reiz.

Indessen hatte Jalbada das Reich der Finsternis betreten, und ihr Blick fiel unvermittelt in die Dunkelheit. Da wurde es mit einem Male leuchtend hell. Und die Erde, die seine Ahnung der nahen Erlösung hatte, zuckte in samsungslosen Entsetzen zusammen, und das leise Leben, das in ihr war, verkoch sich schon und hielt erschreckt den Atem an. Jalbada sah, wie sich alle Herzen in Mandartha's Reich vor ihr schlossen, und sie fühlte ein großes Mitleid in sich aufsteigen. Das war wie eine warme Quelle in ihrer Brust, die ihr die Augen leuchtete und ihren Strauß verzehnte. Wie eine weiche Hand streichelte ihr Licht über die Erde, wie ein lebender, wachsender Hauch flog ein Rächeln von ihren Lippen über die geschlossenen Herzen. —

Da öffneten sie sich — sie mußten sich öffnen. Erst geschah es ganz leise und schüchtern, manche schlossen sich wohl wieder, aber auf einmal blühten sie alle stauend um sich. Das Licht schmeichelte weiter, und Jalbada's Antlitz strahlte, und die Herzen wurden immer offener und Jalbada's Licht fiel mitten hinein. Da schritt sie langsam vorwärts, und von ihren zarten Füßen ging ein feiner Strom in die lebensfremde Erde; sie legte ihre Hände auf den Boden, da wurde der Strom kräftiger. Wie ein tränenendes Birnen hing es tief drinnen an und wurde stärker und stieg und wogte und wurde zur Welle und wurde zum Meer und brandete mit dem ersten donnernden Jubelschrei weit über die Grenzen des Reiches hinaus. Eine satternde Wärme ging durch jede gefaltete Falte

der Erde, eine fliegende Wärme mußte durch das träge Leben und machte es erregt und fröhlich. Inzwischen schritt Jalsvada unermüdblich weiter, und als sie endlich das ganze Land durchwandert hatte, da war es erschöpft von all dem Ungewohnten und schlief beruhigt und wohlge, ehe Jalsvada es verlassen hatte, um der Finsternis Raum zu geben.

Als auch nicht das kleinste Lichtschein mehr zu fürchten war, verließ Mandarha seine Höhle und stieg herauf. Da stieg es ihm entgegen wie eine letzte Regung, und unter seinem Tritt ging es durch die Finsternis wie ein Pochen — denn die Erde atmete und all die offenen Herzen schlugen den frohlichen Takt ihres Lebens. Eine dumpfe Verzweiflung ergriff den König der Finsternis, sein Land war ihm entfremdet, seine Macht gebrochen — er mußte heimatlos umherirren und sich verbergen mit seiner Schmach. Es war ihm zum ersten Male — dann kam ihm plötzlich eine aufbauende Wut, er ballte die Fäuste und hob sie empor, um sein Reich zu zerschmettern, daß es mit ihm in ein Nichts versank. — Die Erde träumte indessen und sang im Traum noch einmal das Jubellied des Lichtes, das klang so fremd und bezwingend, daß Mandarha die Arme süßen ließ und wie gebannt lauschte.

Bald nahte die Zeit, da Jalsvada wieder über Mandarhas Reich wandern sollte, und sie hat den Gedanken um Arbeit für die neu-erwachten Kräfte, daß sie sich stärken und vermehren könnten. Er nidte zufrieden und gab ihr drei Samenkörner. „Darin sind alle Blüten verflochten“, beherrschte er sie und deutete auf ein Körnchen. „Darin liegt aller Duft“ so bezeichnete er ein zweites, „und dies hier, das enthält die köstlichsten Früchte.“

Als Jalsvada das Reich der Finsternis betrat, kam ihr schon eine scharfe Erwartung entgegen, ein heimliches Verlangen nach ihrem Licht. Sie empfand den Hauch der Kälte, der überall lag, und der von Mandarhas Herrschaft zurückgeblieben war. Da dachte sie zum ersten Male an den besiegten König, und sie ging über das erwachende Land bis zu Mandarhas dunklem Thron. Hier blieb sie sinnend stehen. Wie mußte sie der seltsame König hassen, weil er lieber sein ganzes Reich auf das Sichel setzte, als daß er ihr das geringe Recht, das sie begehrte, zugesand. Und ihrer lichten warmen Seele tat die Mönchigkeit des Unbekannten weh, und sie trachtete darnach, ihm zu versöhnen. Mit plötzlichem Entschluß senkte sie das Körnchen mit den Blüten in eines der offenen Herzen, das am heitersten und stärksten in die Erde schlug und sagte: „Das sollst du hegen und pflegen. Du sollst ihm Wärme von deiner Wärme und Kraft von deiner Kraft geben. Es ist ein totes Korn, du aber sollst es zum Leben erwecken und sollst der Schmerzen nicht achten, wenn es dich mit seinem Reichtum bedrängt und zerreißt, denn es muß empor — zum Licht!“ Die Erde schauerte rings um das besessene Herz und bettete es behend, so weich sie nur konnte. Jalsvada deutete auf den Hügel, der den schwarzen Thron trug, und sagte: „Das Samenkorn hat Millionen Blüten, die sollst du austreiben, aber hier sollen die ersten und schönsten stehen.“

Das Reich der Finsternis vergaß zu jaulen und zu singen, aber dem Bewußtsein, daß es blühen durfte. Die ganze Erde lauschte nach der einen Stelle, wo das gesegnete Herz schlug, und sie umgabte es mit rasloser Sorge und wartete, daß es seinen bunten Reichtum überallhin ausstreuen würde.

Als Jalsvada den Grenzen des Reiches zuschritt, kam ihr der Gedanke entgegen. „Nun, hast du die Samenkörner ausgeteilt?“ sprach er sie an. „Nur eines“, antwortete sie, „das die Blüten enthält.“ Dabei wandte sie sich und sah traurig nach der Stelle, wo sich Mandarhas Thron erhob. Der Gedanke beobachtete sie scharf. „Wo werden wohl die schönsten Blumen stehen?“ forschte er scherzend. „Am den schwarzen Thron dort“, erwiderte Jalsvada und dabei stieg ihr eine lichte Röde in die Wangen. Der Gedanke lächelte und ergriff ihre Hand. „Steh“, jagte er und deutete über die Erde, „wenn das Licht erörter, dann strahlt die ganze Welt im Widerschein.“ Jalsvada wandte sich ab und bedeckte die Augen mit der Hand. Der Gedanke legte den Arm um sie und führte sie hinweg, denn die Zeit der Finsternis sollte kommen.

Mandarha stieg mit müden Schritten auf seinen Thron. Er achtete nicht darauf, was um ihn vorging, er stützte das Haupt in die Hand und sah mit seinen düsteren Augen in die Unendlichkeit hinaus. Möglicherweise rief ihn eine Stimme aus seinen Sinnen. „Warum trauerst du, Mandarha?“ Er fuhr empor — im selben Augenblick wachte er auch, wer ihm ansprach. Er zögerte, dann kam es rauh und bitter von seinen Lippen: „Das fragst du mich, allmächtiger Gedanke?“ „Ja“, ertönte die Antwort ruhig und gütig, „denn dir ist nichts geschehen, was nicht zu deines Reiches Heil war. Warum äuerst du? — Wäht du nicht Freundschaft mit dem Licht schließen?“

Mandarha rang nach Worten, er hätte alles hinausgeschrien mögen, seine Qual und seinen Jörn — aber er fand keinen Laut. Endlich rang es sich los und trat froh aus ihm heraus: „Rein — niemals!“

In dem Augenblick trat Jalsvade apfungslos über die Grenze des Reiches, und ihr Blick traf den König. Er stand von Gold umflossen hoch und herrlich in seiner finsternen Majestät und konnte die Augen nicht von dem Weib wenden, das wie ein Engel der Schönheit zu ihm getreten war. Mit einer heftigen Bewegung rief er sich endlich los und verschwand in der weichen Dunkelheit.

Jalsvada drückte die Hände auf die Brust, ihr war, als hätte ihr Herz zu leben aufgehört vor jähem Schrecken. Das also war der

besiegte König; so stolz sah er aus und so — schön. Sie fühlte einen Schmerz in ihrer Seele, daß ihr fast die Sinne schwannten. Da griff es mit unsichtbaren Händen nach ihr und tausend Stimmen riefen bittend ihren Namen. Sie raffte sich auf und ging die gewohnten Schritte. Ganz zuletzt kam sie zu Mandarhas Thron und hatte in ihrem Leib fast aufgeschrien vor Freude, denn hier jubelte das erste Leben seinen Sieg aus tausendfarbigen Blütenköpfchen, die da aufgesproßt waren, so wie sie es gewollt. Sie breitete die Arme aus und lehnte die Wangen an den kühlen Marmor des Thrones: „Ach danke dir, Erde!“ Und sie nahm die Körner des Lichtes und der Frucht und gab sie her. „Hier — hier, Erde, nimm alles und werde so schön — o so schön du kannst. Wenn ich dann fort bin und er ist da, dann träume deinen schönsten Traum und sage ihm — er soll mit mir verzeihen.“

Sie ging zum Gedanken und erzählte ihm, daß sie alle Körner verschenkt habe. „Das ist gut“, lobte er sie, und als er ihre Zögern bemerkte, sprach er weiter: „Hast du mir etwas zu sagen?“ Sie hob die mächtigen Augen zu seinem Antlitz. „Ach Herr, kommst du Mandarha nicht trösten? Er ist so traurig.“ Und sie faltete bittend die Hände. Der Gedanke schüttelte das Haupt. „Er will keinen Trost!“ — „O, so gib ihm sein Reich zurück“, rief sie schnell. Er sah sie ernst an. „Das würde dich dein Leben kosten, mein Kind.“ Ueber ihr erblautes Gesicht huschte ein Lächeln. „Was ist das Großes, wenn er dann glücklich ist?“ — „Törichtes Mädchen, er ist nicht wert, daß du das Opfer bringst.“ — „Ach liebe ihn!“

Der Gedanke ergriff Jalsvada bei den Händen: „Eben deshalb darfst du nicht sterben; im Gegenteil, du mußt für ihn leben! Nur geduldig mußt du sein und warten, bis er selbst nach dir verlangt.“

Inzwischen war Mandarha zu seinem Thron gekommen. Da sah er das seltsame Gebilde rings herum-siehen. Die einen sahen wie kleine Kugeln aus, die anderen wie Glocken. Um sein Gesicht strich ein feiner Duft wie fliegende Geisterhände. Er bauschte sich, um besser zu sehen; sie schlossen alle, nur dort — ein einziges der seltsamen Gesichter nicht mit dem zierlichen Köpfchen. „Wo kommst du her?“ fragte Mandarha. „Hier heraus“, lächelte die Blüte und deutete nach unten. „Aber da war es seltsam“, plauderte sie, „jetzt ist es schöner und zwerf — o, da war es am aller-schönsten.“ Mandarha richtete sich mit einem Hund auf, aber er konnte es doch nicht lassen, zu fragen: „Was war zuerst?“

„Da war sie da“, erzählte die Blüte, „und sie ist so lichte und schön und ihre Voden sind lauter Gold!“ Mandarha biß sich auf die Lippen, er wachte sehr gut, wen die Blüte meinte, trotzdem stellte er die Frage und seine Stimme klang, als hätte er hartes Herzbluten: „Von wem sprichst du?“

„Von ihr“, hauchte das Blütenköpfchen, „von Jalsvada.“ „Von Jalsvada!“ wiederholte er wie im Traum. — „Ja“, meinte die Blüte, „aber du bist auch schön — und sie hat die lieb!“

Mandarha blieb reglos stehen. „Meinst du?“ fragte er bitter. „Ja“, nidte die Blüte eifrig, „sie hieß uns für dich blühen und trug uns aus, du solltest ihr verzeihen.“ — Mandarha erschrockt sah: „Erat sie das?“

„Sie tat sogar noch mehr“, antwortete der Gedanke ernst, der unbemerkt gekommen war, „sie wollte für dich sterben, daß du wieder glücklich würdest.“ Mandarha senkte das Haupt und seine Augen streiften mit weichen Blick die Blüte, die sie für ihn hatte erlösen lassen. Er hätte sie gerne geküßt, aber er schämte sich von dem Gedanken. Der sprach weiter, als er keine Antwort erhielt: „Ich lasse Jalsvada nicht sterben, aber ich will dir trotzdem helfen und dir ein anderes größeres Reich geben. Nur die Stunden, in denen Jalsvada ruht, sollst du hier Wache halten. Nun geh, das Licht wird bald erscheinen.“ — Mandarha stand, als hätte er geträumt. Ein anderes Reich sollte er beherrschen, frei sollte er sein von dem bedrückenden Bewußtsein des Besiegten, — er jubelte hell auf und eilte seiner neuen Heimat zu.

So ganz glücklich konnte Mandarha indessen nicht sein — trotz der Freiheit — trotz der neuen Herrschervürde nicht. Denn am Anfang all seiner Gedanken stand Jalsvadas helles Bild, und am Ende seines Bewußtseins lockte wieder ihr holdes Gesicht. Ohne daß er selbst wußte, wie es zuging, wuchs die Sehnsucht nach ihr riesengroß in ihm empor und machte ihn unruhig und traurig. Und auf einmal wachte er, daß er sie lieber hatte, als alles andere, daß er arm und verachtet sein wollte, wenn er sie dann erringen konnte. Er ging zum Gedanken und sagte es ihm. Der lächelte nur, als hätte er alles voraus gewußt: „Da sieh nur selbst zu, daß du es ihr anvertrauen kannst.“

Und Mandarha wartete, bis Jalsvada kam. Er überlegte genau, was er ihr alles sagen wollte, aber als sie erschien, so lichte und strahlend, da breitete er nur die Arme weit aus und ließ sie flug wie ein lebendiger Sonnenstrahl an seine Brust. Licht und Finsternis waren vereint zu einem sanften Schein.

Der Gedanke segnete Mandarha und Jalsvada und nannte ihren Bund — Dämmerung.

Der Kriegskellner.

Von Karl Ernst Ruck
(Nachdruck verboten.)

Jeder, der diesen Raum betritt, hängt sich unter dem äberswältigenden Eindruck ungeheurer Geschäftigkeit. Und man kann

nicht einmal spotten: So viel Lärm um einen Gleichenden! Denn, sehen Sie, der Gleichende ist gestrichen.

O, es ist noch viel mehr gestrichen — und gerade deshalb geht es so laut zu. Ein Vorgesetzter des Bequerns, ein Orchester ausbleibender Jungs, bössartiger Enttäuschung, immermehr Nichtgläubensvollens. Dieser Mann in schwarzem Frack, mit dem verwitterten Gesicht des spät auf den Gipfel der Macht gehobenen Lyranen, ist der Kapellmeister des Chores der Gleichenden. Hier möchte jeder auf „Gehell!“ rufen. Wer jeder wird erbarmungslos abgeköpft.

Im Ernst: Der Kellner, der vielleicht einmal ein trefflicher Tischweider war, und — wer kann das wissen — bei anderer Lebenswendung am Ende einen brauchbaren Reichsfangler abgegeben hätte, hat viel zu tun. Nur scheint mir das eine Leder über: gerade zum Kellner wurde er nicht geboren. Zur Zeit führt er drei bestige Erörterungen zugleich. An dem Tisch links hinten muß er erbittert auseinandersetzen, er habe nur „einmal Birnen“ verstanden. Nur einmal. Nicht zweimal. Denn wenn er „zweimal“ verstanden hätte, dann würde er selbstverständlich fünf Meter davon hat er eine ausgiebige Begründung im Gange, weshalb es zweifelsfrei, mit solcher Hartnäckigkeit die Speisefarte zu verlangen. Erstens stünde wenig darauf. Und zweitens sei es gestrichen. Da er nun — drittens — einem lärmfrohen Stammtische ganz vorn rechts mit sehr vielen, dafür aber auch deutlichen und ungemein vollständigen Wendungen nachzumachen sucht, daß das Helle frisch angestrichelt werde, daß er persönlich, bevor der Hausknecht seine Wacht getan habe, es sich nicht aus den Rippen schneiden könne, daß ein leeres Faß weiß Gott doch um einmal nicht vererbe — nun, so hat der Mann zu tun. Denn er führt diese drei Fehden mühsam, aufgeregt, in Absätzen und abwechselnd fort, wodurch seine Ausführungen wenig an Klarheit gewinnen und Gefahr laufen, gänzlich an Ueberbürdung zu scheitern.

Zwischen durch bedient er. Der beidseitig Beobachtende gewinnt von dieser Tätigkeits etwa folgende Eindruck. Als mit zu Klingel's irgendwas. Das ist die Sache, es klingelt bestig, anhaltend und unerschön. Darauf fährt der schwarze Selbstbeherrschter (die verächtlichen zäharisch geübten Auseinandersetzungen jäh unterbrechend): „Ja wohl! — Na, weiß doch!“ und wirft ab. Da nach der Gewalt des Hohenzollerns jedesmal angeworben werden muß, er werde nun mit einem reichbestekten Brot, umwölkt von den üppigen Dämpfen eines Renaissancebrottes, erscheinen, so entläßt er auf's lächlichste, wenn er nach je großartigem Abgang die Bühne wieder mit einem winzigen Teller mit Birnen, einer Schibe Brot oder einem sauren Dering betritt. Es sind übrigens keineswegs die Birnen, die dort drüben „zweimal“ befehlt wurden. Der Fall ist noch nicht geklärt, und wie die Schuldfrage nicht einwandfrei aufgestellt ist, gibt's keinen Frieden, geschweige denn Nachsicht, nicht wahr?

Drei Menschen! (Denkt der Kriegskellner, der in jedem anderen Berufe sicher so Vorgeschicktes geleistet hätte.) Diese Menschen! Können sie einem wohl die Ruhe lassen? Da üben sie und bestellen. Befehlen! Kann haben sie etwas bekommen — es ist noch keine halbe Stunde her — da wollten sie schon wieder etwas. Und meistens drei zu gleicher Zeit. Bin ich Schnellläufer? Bin ich Barrettes Krotbal? Zwei Stunden sitzt das Volk hier, und dann will's auch noch bedient sein!

Aber er rächt sich. „Was möchten Sie? Was Warmes möchten Sie? Ja, das möchten Sie wohl!“ Und mit der haarigen Faust die Speisefarte bededend, wieweit er flüchtige Striche durch die dünnen Dektographenzeiten. „Das ist alle. Das ist noch alle. Das ist nicht mehr da. Und das ist gestrichen. — Jander können Sie noch haben. 3 Mark. — Kartoffeln? (er lacht böhmisch). Haben Sie schon mal Kartoffeln jesehn in so'ne Zeiten?“ Und etwas weicher, mit gemunter Stirn fragt er hinzu: „Birnen können Sie noch haben zu dem Jander.“

Inzwischen sind die beklammerten Fragen von vorn durch harte Tatsachen unerträglich, aber absichtlich beantwortet worden. Die Birnen sind auch zu Ende. Die Speisefarte verlangt keiner mehr, da sie überflüssig ist, und das neue Faß besten Bieres war eine eitle Hoffnung. Das Schmutzkülein hat sich geirrt (wie gewöhnlich). Es ist gar kein mehr da.

Der Kriegskellner sieht sich befriedigt um. Da steht Ihr's. Na also. Wer hat recht?

Nich' dämst, Leder, sie haben jetzt immer recht, die Kriegskellner, die Schwarzeher und die Ministerpräsidenten. „Es ist nichts da!“ „Das müßtet Ihr wohl!“ „Und wer hat recht?“ Und dunkel werden die Augen, faßt der späßhaften Unvollkommenheit der Welt so weit geöffnet; der blutige Verlassen des Krieges zermaßt Weiß nach Herz . . .

Büchertisch.

— Das Seelenleben im Kriege. Wer gute Kriegsberichte von hautnahe aufmerksam liest, dem entgeht nicht, daß sie, mit denen früherer Zeiten verglichen, einen für unsere Zeit, unsere Wissenschaft und Kunst kennzeichnenden Zug an sich tragen: die scharfe psychologische Beobachtung. Dieser seine Sinn für die

unendlich vielfältigen Erscheinungen des Seelenlebens ist ein köstlicher, vielleicht der höchste Reiz der geistigen Hervorbringungen der Gegenwart. Und gerade der Krieg ergauelt durch die ungenüßlichen und höchsten Spannungen, in die er die menschliche Seele versetzt, Stimmungen und Handlungen von solch seltener, aber reichender Farbe, daß sich sowohl Forscher als Dichthaber der Seelenkunde kein reicheres, folgenreicheres Fundament denken können als gute Kriegsbeobachtungen von heututage. Welche immer wieder neuenzüge von Kraft, Frische, Zähigkeit, Härte, Reizbarkeit, Willensfestigkeit, von Hochgefühl und tiefer Niedergeschlagenheit, von erbebendem Gelmüt und wilder Grausamkeit; kurz es tut sich vor uns das bunteste Spektrum der Seele auf; die feinsten Uebergänge treten leuchtend hervor, Schattierungen entspringen das geistige Auge, Töne, die sonst nie in die Erdisierung treten, überraschen den Beobachter als wertvolle Entdeckungen. Dies gilt sowohl von den Vorgängen, wo Massen sich unter gleichen Verhältnissen bewegen als besonders auch von den zahlreich geschilderten Taten und Erlebnissen einzelner. Ein neues Feld der Verschiedenheiten und der Seelenoffenbarungen tut sich auf bei der Beobachtung der mannigfaltigen, am Krieg beteiligten Völkercharaktere. Dieser, die am Seeligen Genau finden, mögen sich z. B. die Hefte des „Völkerkriegs“ (Herausgeber Dr. E. S. Haer, Verlag von Julius Neumann in Stuttgart) ansehen, deren sechsen erschienenen Nummern 145 und 146, die die österreichische Offensiv gegen die Italiener vom Frühjahr 1916 behandeln, ganz besonders reich sind an psychologischen Reizen. Eine Einzelheit mag herausgegriffen werden. Der Italiener wird mit seiner im Kriege zutage tretenden Art charakterisiert: „Alles, was sie tun, ist pathetisch und sentimental. Krassere Gegensätze als hier — den sensiblen, auch den wüthischen Affekt abmildernden Tränen gegenüber der fast unerschütterlichen Jählichkeit, aber feurigen edlen Ungarier — gibt's wohl an keiner Front. . . . Alles ist klingend, romantisch, äußerlich. Und es soll vorkommen, daß die Mannskraft Weisheit flücht, wie im Theater angedeutet, wenn ein Offizier aus dem Graben springt, um mit großartiger Gebärde das Zeichen zum Sturm zu geben.“ Dieser, welche anfangen, die Kriegsschilderungen langweilig und gleichförmig zu finden, mögen einmal die Interesse auf dieses Gebiet lenken: sie werden überrascht sein, eine stets frische Quelle der schönsten Anregungen gerade in den Kriegsberichten zu finden.

— Korsik Hofm, Herz in Trampf, Roman. Umschlagzeichnung von Graf Gullbraunson, Einbandentwurf von Felsler. Preis geh. 5 Mark. Verlag von Albert Lanan in München. — Es ist ein humoristischer Roman im schönsten Sinn des Wortes, ein Werk, das übermäßige Lustigkeit mit innerlichem Ernst, herrlicher Witz mit nachdenklicher Lebensweisheit zu künstlerischer Harmonie vereinigt.

— Meister der deutschen Lyrik (von Kniphod bis Liliencron. Herausgegeben von Oskar Lang. 480 S. (Verlag von Otto Denke, Halle.) 3 Mk. — Diese neue Gedichtsammlung, nicht nach stofflichen Gesichtspunkten, sondern lediglich nach der künstlerischen Meisterhaftigkeit hin ausgewählt, bietet ein lädenloses Bild der höchsten Entwicklung von Kniphod bis Liliencron, in etwa 450 Gedichten.

— Die Schädigungen der Nerven und des geistigen Lebens durch den Krieg. Von Prof. Dr. Hoff Strampell, Direktor der med. Klinik in Leipzig. Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig. Preis 1,50 Mark.

— Die Weltliteratur, Nr. 47: Marie von Ebner-Eschenbach: Theodivig.

Siegener Handfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Falsche Makronen. 300 Gramm Haferfloeden durch die Maschine gedrieben, 2 Eier mit 200 Gramm Zucker schaumig gerührt, dazu Schale und Saft einer Zitrone, 8—12 geriebene bittere Mandeln. Die Masse muß 2 Stunden stehen, damit sie durchzieht. Ist sie zu flüssig, kommen noch geriebene Haferfloeden hinzu.

Reis mit Sirup. 1/2 Pfund Kriegs- oder anderes Mehl, 1/2 Pfund Grieß oder Maisgrieß oder Hafermehl, 1/4 Pfund Zucker, 1 Ei, 3 Eßlöffel Sirup, 1 großer Kaffeelöffel Natron, nach Geschmack gehobener Jint, ein wenig Salz. Alles dies tüchtig geknetet, ausgerollt, Reis ausgestochen, am gesiebten, feinstem Sieb gebaden.

Falsches Gehirn aus Haferfloeden. Man vermischt 1 Tasse (60 Gramm) Haferfloeden mit 1 Ei, 1/4 Pfund kaltem Wasser, Salz, Pfeffer nach Geschmack und einem zerdrückten Bräunwurz. Diese Mischung gibt man zu zwei klein zerschnittene gedämpften Zwiebeln und läßt diese Masse 3 Minuten unter Umrühren durchkochen, bis sie dick ist. Man kann dieses Gericht in Reischeln füllen, mit geriebener Semmel überstreuen, Putzschichten darauf und kurze Zeit überbacken. Auch etwas Zitronensaft darauf ist gut.

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

„Kommen Sie in meine Wohnung,“ lud er sie ein, ohne im geringsten einen frivolen Ton anzuschlagen.

Sie sah ihn lauernd an, als versuche sie es, in seinem Gesicht zu lesen. Aber ihre Mühe war umsonst, sie fand nichts, sein Gesicht blieb ausdruckslos. Da rief sie aus: „Ich komme! Ich komme bestimmt, und Sie müssen mich empfangen! Sagen Sie, wann!“

„Da ich den Tag über sehr beschäftigt bin, empfehle ich Ihnen, abends zu kommen. Um sechs.“

„Abgemacht,“ sagte sie, „ich komme. Ich komme in Geschäften. Nur!“

Sie gab ihm die Hand, und er küßte förmlich den Hut, so daß es ausfah, als ob zwei schießen, die wirklich über Geschäfte gesprochen hatten.

Reisner setzte seinen Weg fort und dachte bei sich: Wie kommt es, daß ich gar nicht einmal weiß, ob sie schön ist? Und warum habe ich gar kein Verlangen nach ihr? Nein, nicht nach ihr und nach keiner anderen. Sie fühlt das. Und weil sie das fühlt, kann sie mir nicht entkommen. Sie ist mir sicher.

Dabeim aber sagte er zu seinem Diener: „Prokof, morgen abend, punkt sechs, wird unten am Gartentor eine Dame läuten. Du läßt sie ein und führst sie in mein Zimmer. Ich will dann ungestört sein.“

Am nächsten Abend, pünktlich auf die Minute, läutete Frau von Marisch am Gartentor seiner Villa.

Die steinerne Höflichkeit des Dieners machte sie besorgen, sie bewies ihr mehr als eine malitiose Miene, wie ihr Besuch aufgefaßt wurde. Sie machte den Weg aus dem Garten bis ins Haus mit leicht gesenktem Kopf, als ob tausend Augen auf sie gerichtet wären. Erst als ihr Prokof die Tür zu Reisners Zimmer öffnete, gewann sie einen Teil ihrer Haltung zurück.

„Was denken Sie jetzt von mir?“ fragte sie Reisner, rot vor Erregung und nach einer Heiterkeit suchend, die sich nicht finden lassen wollte.

„Daß Sie in Geschäften zu mir kommen,“ antwortete er gemessen, „was sonst?“

Sie warf zornig den Kopf hoch. „Gewiß. Obwohl Sie es nicht glauben. . . Denn Sie glauben es doch nicht, wie?“

„Doch, doch.“

„Jawohl!“ Sie warf sich mit einer Unbefangenheit, die sie noch nicht ganz beherrschte, auf die Chaiselongue, ließ sich von Reisner eine Zigarette und Feuer reichen und musterte anerkennend den Raum. „Jawohl! Ich komme zu Ihnen, um Sie zu bitten, sich meiner anzunehmen. Denn ich vertraue Ihnen. Gerade Ihnen und just deshalb, weil man mich vor

Ihnen gewarnt hat. . . Sagen Sie mir, daß ich mich in Ihnen nicht täuschen werde, — bitte, sagen Sie es!“

Um ihrer Befangenheit Herr zu werden, fing sie plötzlich an, eifrig zu reden, ununterbrochen, ohne daß sie ihm Gelegenheit gab, ihr ins Wort zu fallen. Er tat das auch nicht. Die Arme über der Brust gekreuzt, stand er einige Schritte vor ihr und sah sie unverwandt an. Es war unmöglich, zu erkennen, was er dachte.

Ja, sie sei gekommen, um von seiner Börsenwitterung zu profitieren, da es ihr Spaß machen würde, Geld zu verdienen. Er solle ihr raten und helfen. Sie wünsche ein Papier zu kaufen, für eine hohe Summe, für hunderttausend Mark. Aber eines, von dem er überzeugt wäre, daß es steigen müsse, und das er auch selber besäße. Sie glaube nun einmal an sein Glück.

„Wollen Sie mir also raten?“ bettelte sie.

„Es fragt sich nur, ob ich das darf. Auch das Börsenspiel ist ein bloßes Spiel. Man kann auch verlieren.“

„Ich glaube nicht daran, daß Sie verlieren,“ warf sie, ihn bewundernd, ein. „Sie verlieren nie. Ich vertraue Ihnen blindlings.“

„Und wenn Sie doch verlieren?“

„Ich fürchte mich nicht!“

„Und wenn ich Sie betrüge?“

„Ich glaube nicht, daß Sie den Mut haben, es zu tun!“

Sie spielte mit ihren Gedanken und Worten, als seien es glitzernde Bälle, mit denen sie jonglierte. Sie hatte Furcht, ja, aber diese Furcht war prickelnd. Es gruselte sie, doch dieses Gruseln gleich einem süßen Nigeln.

„Es müßte Ihr Ernst sein,“ sagte er zögernd.

Sie bat ihn um ihr Täschchen, dem sie ein Schedbuch entnahm. Auf seinem Schreibtisch füllte sie einen Sched über hunderttausend Mark aus. Diesen überreichte sie ihm. „Glauben Sie nun, daß es mein Ernst ist?“ fragte sie, bemüht, eine halbe Geste, ein leises Sichverfärben an ihm zu erhaschen, das ihr verriete, ob er triumphiere.

Er wendete das Papier lässig zwischen seinen Fingern. „Es ist doch nur ein Spaß, den Sie sich da machen,“ sagte er, „ein Spaß, den Sie sich etwas kosten lassen, das gebe ich zu. Sie wünschen, zu spielen, ja, — aber nicht auf der Börse, sondern mit mir!“

„Lehnen Sie ab?“ fragte sie bestürzt.

„Im Gegenteil, ich nehme an, — ich nehme das Spiel an, das Sie gewillt sind, mit mir zu treiben! . . . Welche Papiere wünschen Sie zu kaufen?“

„Die, die Sie mir empfehlen. Nur die.“

„Sie wünschen zu gewinnen, — viel zu gewinnen?“

„Ja.“

„Nur der,“ beehrte er sie, „hat Aussicht, viel zu gewinnen, der auch den Mut hat, viel zu wagen. . . Haben Sie diesen Mut?“

„Darf ich ihn haben?“

„Ich hatte ihn,“ sagte er trocken. Er schloß ein Fach seines Schreibtisches auf und entnahm ihm ein Bündel Pa-

piere, das er auf den Tisch warf. „Diese Papiere,“ fuhr er fort, „habe ich vor zwei Monaten gekauft, billig, für fünfzigtausend Mark, denn sie standen damals sehr niedrig und sie taten das, weil es hieß, sie seien schlecht und sie würden noch tiefer fallen. Aber ich riskierte das Wagnis und kaufte sie. Heute sind sie auf den doppelten Wert gestiegen. . . Nun, ich bin bereit, sie Ihnen zu verkaufen, für hunderttausend Mark.“

Die Aufregung hatte sie stumm gemacht. „Gerade diese —?“ fragte sie furchtsam.

Er verzog spöttlich die Mundwinkel. „Sehen Sie, — jetzt haben Sie doch Angst!“

„Ich?“ Sie sprang auf. „Nein, ich kaufe sie! Sofort! Hier ist das Geld!“

Sie war rot geworden. Alles fieberte plötzlich an ihr. Sie drängte ihm den Scheck erneut auf und bat um die Papiere. Er tat, stumm, was sie verlangte, schrieb, was zu schreiben war, und verschürte ihr die Papiere zu einem kleinen Paket.

„Da,“ sagte er, indem er ihr das Paket überreichte.

Sie strahlte. Es freute sie, ihm zu zeigen, daß sie keine Angst hatte. „Werden diese Papiere steigen?“ fragte sie.

„Hätte ich sie nicht verkauft, wenn ich daran zweifelte?“

„Aber — Sie haben sie doch verkauft?“ Sie wurde wieder unruhig, weil es eine absolute Unmöglichkeit war, in seinem Gesicht zu lesen.

„Ihnen habe ich sie verkauft, ja. Nur Ihnen. Wären Sie nicht gekommen, dann lägen sie noch in meinem Schreibtisch.“

„Warum gerade mir?“ fragte sie, ihre Gedanken gewaltsam zusammenraffend, denn in ihrem Kopf schwirrte es.

„Aus Aberglauben,“ antwortete er ernst. „Sprachen Sie gestern nicht davon, daß ich die Frauen hasse? Ich hasse sie zwar nicht, aber ich fürchte sie. Von einem Papier, das ein Weib von mir verlangt, glaube ich nicht, daß es mir Glück bringt. Das schlage ich los.“

Sie ließ sich auf die Chaiselongue nieder und stützte den Kopf in den Armen. „Nun gestehe ich, daß ich ratlos bin,“ sagte sie enttäuscht. „Ich durchschaue Sie nicht. Was ist Wahrheit an Ihnen und was ist Lüge?“ Sie hob den Kopf. „Und ich hatte doch geglaubt, daß Sie nett mit mir sein würden — ja, ein wenig nett!“ Und sie seufzte.

Er blieb schweigsam und ging, in Nachdenken versunken, mit langen, lautlosen Schritten im Zimmer auf und ab. Es war nicht zu erkennen, ob er sich mit dem beschäftigte, was sie zu ihm gesagt hatte. Plötzlich aber wandte er sich zu ihr und fragte: „Wollen Sie mir nicht sagen, wäsdes der wahre Grund ist, der Sie zu mir geführt hat? Was wollen Sie von mir? Sagen Sie es mir, ohne zu lügen!“

Da fragte sie ebenso offen zurück: „Was ist es, was Sie von mir wollen?“

„Ich wollte Geld an Ihnen verdienen,“ antwortete er ehrlich, „ich habe ein Geschäft mit Ihnen gemacht. . . Und Sie?“

„Ich wollte Geld an Ihnen verlieren,“ gestand sie leise ein, „ja, das wollte ich. Damit rechnete ich. Aber ich wollte auch dahinter kommen, wer Sie sind. Sie ziehen mich an. Aber ich bin ratlos. Ich bin ratloser als zuvor.“

Er schien noch zu warten.

Sie schüttelte seinen kalten Waid und senkte den Kopf. „Warum hassen Sie die Menschen?“ fragte sie schlichtern. „Und warum hassen Sie auch die Frauen? Was haben sie Ihnen getan?“

„Ich werde mich hüten, Ihnen das zu sagen,“ antwortete er und machte seine Worte bedeutungsvoll und düster.

„Sehen Sie, nun sind Sie der Zeige! Nun sind Sie es, der sich fürchtet!“ Und sie wiegte den Kopf. „Ich hatte nicht geglaubt, daß Sie furchtsam sein könnten. . . Oh, vielleicht ist Ihr Geheimnis gar nicht so tief!“ Und sie musterte ihn, rückwärts, von oben bis unten.

Er ließ es sich gefallen und sagte dann: „Ist es Ihre Absicht, mir einen Antrag zu machen?“

„Und wenn —?“ fragte sie.

Er durchschritt mit einer sicheren Handbewegung die Luft. „Ich würde nein sagen, unter allen Umständen, obgleich mich Ihre Reichtum reizt!“

„Bin ich mir reich? Gar nicht schön?“

„Ich habe Sie noch nicht angesehen. . .“

Sie sprang auf, packte ihn an beiden Armen und versuchte es, ihn zu rütteln. „Sehen Sie mich an! Tun Sie es! Ich bitte Sie! Ich sehe Sie an!“

Er tat ihr den Willen und sah sie lange an, so, wie sie es vorher getan hatte, von oben bis unten. Es schien für ihn keine Hülle zu geben. Und er blieb sehr ernst. „Sie sind schön,“ sagte er, „gewiß.“

„Also —?“

„Sie müßten mir Zeit lassen, mich zu bedenken.“

„Wie lange?“

„Warten Sie!“ Er blätterte in einem Buch, nickte dann und sagte: „Nur acht Tage.“

„Dann wollen Sie sich entscheiden?“

„Dann sollen Sie sich noch einmal entscheiden. Und wenn es dann noch Ihr Wille ist, meine Frau zu werden, so sollen Sie es mir sagen.“

Sie war blaß, und in ihren Augen glühte ein Verlangen, dem die Qual eine Lust war. „Und Sie?“ fragte sie.

„Ich. . . ich werde es mit Ihnen. . . noch einmal — überlegen. . . Ganz kurz. Und ich gebe Ihnen dann meine Antwort.“

„In acht Tagen?“

„In acht Tagen.“

„Hier?“

„Hier.“

Wie um sich selbst zu entgehen, wandte sie sich jäh um, raffte ihre Sachen zusammen und nickte ihm flüchtig zu.

Er öffnete ihr die Türe und rief: „Protop!“

Protop kam, verbeugte sich steinern, legte der Dame den Pelz um und geleitete sie aus dem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Don großen Jägern und großer Beute.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

Als unser Kaiser in jungen Regierungsjahren „die 40000 Creatur“ erlegte und an der Stelle, wo das geizig, einen Derschein erwidert sich, erregte das weit und breit das allergrößte Aufsehen. Inzwischen hat sich aber seine Strecke beträchtlich weiter vermehrt und ist nun nahezu verdoppelt. Vor ein paar Jahren, als der Kaiser sein 40jähriges Bedinannsjubiläum beging, betrug sie bereits 76845 Stück Wild, es waren 2002 Rothirch, 92 Böttiere, 1774 Damhschäfer, 98 Damtiere, 3126 grobe Säuen und 316 geringe Säuen, 906 Rehdähe, 17980 Hagen, 26860 Kaninchen, 121 Gemse, 532 Füchse, 3 Bären, 12 Gektiere, 6 Wjente, 3 Renniere, 2 Musflons, 6 Dachs, 1 Warber, 168 Luchshäne, 24 Birschhne, 3 Bronzeputer, 2 Ferkühner, 36578 Hasen, 667 Nebhühner, 95 Gänse, 5 Schneepfen, 2 Bekassinen, 87 Enten, 828 Reiher und Kornorane, 1 Walfisch, 1 Dohrt und 523 verschiedene andere Tiere. Aber diese riesige Jagdbeute unseres Kaisers ist durchaus nicht die höchste, die die Geschichte der Jägerei aufweist. Namentlich die sächsischen Kurfürsten des 17. Jahrhundertzeit besitzen darin Aufwenderliches. Die Jagdbeute Johann Georg I. (1611—56) betrug allein 113461 Stück Wild, und zwar 17800 Dirsche, 30268 Schmaltiere, 29000 Wildschweine, 12000 Hagen, 19000 Füchse, 203 Bären, 3543 Wölfe, 900 Dachs, 200 Luchse und; im Sommer 1627 erbeutete er auf einer einzigen vierwöchigen „Dirschjagd“, die sich von Loxau bis ins obere Erzgebirge hinauf und von da wieder in die Leipziger Na hinabzog, 1109 Tiere. Aber sein Nachfolger übertraf ihn noch, Johann Georg II. (1656—90) erlegte in seiner nur halb so langen Regierungszeit 96862 Stück Wild: davon einmal 2215 in einem Jahre (1685) und einmal 100 Dirsche, 4 Füchse, 1 Wolf und 1 Wildschwein an einem Tage (29. Juli 1678 hinter Schwarzenberg).

Diese großen Jachten lassen zugleich erkennen, wieviel Wild unsere Wälder bergen, obwohl man denken sollte, daß gerade damals der Dreißigjährige Krieg auch unter dem Wild gewaltig aufkrante; aber noch im Ausgange des 17. Jahrhunderts war es so zahlreich, daß es selbst den Dresdener Festungsverten gefährlich wurde; der derzeitige Kommandant, Generalmajor von Klengel, beschwerte sich am 5. April 1684 darüber, daß es besonders nachts in großer Menge erschien und die Böschungen beschaßigte, und er beantragte deshalb, es durch Federlappen abzuschrecken. Demals waren freilich auch noch sehr viele große, gefährliche Tiere bei uns zu Hause. Die drei Johann George haben zusammen im ganzen über 50000 Wildschweine zur Strecke gebracht. Im Jahre 1612 wurden bei den hirschtlichen Jagden in Sachsen noch 4 Bären, 13 Wölfe, 15 Wildhagen, 17 Entiere, i. J. 1614 noch 11 Bären erlegt. Daneben freilich auch mancherlei harmloses Kleinwild: 8 Eichhörnchen und 1 Dausch Zigel. Der letzte Eich wurde erst im Jahre 1749 geschossen. Vieles ist war er eins der erst später angewanderten Groß-Tiere, die nach Sachsen übertraten, als im Jahre 1726 der Fürst von Anhalt-Deßau seinen Wildgärten öfnete; noch am 21. Juli 1873 verordnete der sächsische Hof durch ein Mandat unter Androhung strenger Strafen, daß derer uns freye gelassenen Auer- und anderer Tiere sich niemand annehmen oder solche beschädigen solle.

Die Jagdbeute der sächsischen Kurfürsten des 16. Jahrhunderts bekamen nicht nur die Wildbiede, sondern auch andere Leute auf bedenkliche Art zu spüren, die an sich nichts damit zu tun

Hatten. Das waren die beiden bekanntesten sächsischen Prediger der damaligen Zeit. Als einmal der Dresdener Stadtprediger Martin Hofmann an Stelle des Hofpredigers M. Nikolaus Seleneder in der Hofkapelle predigte und dabei gegen die Jagdleidenschaft „Pater Augustus“ loszog, nahm ihn dieser seine theologische Freimüdigkeit sehr übel. Hofmann mußte noch am selben Tage „vor Sonnenuntergang“ die Stadt verlassen, und auch Seleneder hatte anscheinend dadurch die herrliche Gasse verlassen, er ging das Jahr darauf nach Jena. Mehr Glück hatte sein Nachfolger bei der Gemahlin des Kurfürsten. Als die „Mutter Anna“ einmal lebensgefährlich erkrankte, wurde der Hofprediger M. Baltasar Kademann an ihr Krankenbett gerufen, und der erfüllte sein Seehorgerant in solchem Maße zu ihrer Zufriedenheit, daß sie ihm nach ihrer Genesung ein riesiges Wildschwein zuschickte. Darüber höchlich verwundert, erkannte er noch mehr, als man beim Definieren des Tieres statt der Gangesweide einen Buntel mit 1000 Talern darin entdeckte; so gute Würste, soll er gesagt haben, hätte er noch nie gehabt. . . Andererseits wurden auch verschiedentlich gute Dienste direkt mit Jagdreichtum belohnt. Daran erinnert das sog. Wittigkreuz bei Glasbütze. Dort soll ein berühmter Raubritter namens Wittig, auf dessen Kopf der Landgraf von Meissen eine Belohnung gesetzt hatte, gefangen und getötet worden sein. Der Knappe Weigold, der ihn überwältigte, erhielt als Lohn das Recht zugehörten, jedes Wild, das er auf seinem Grunde aufjagte, überallhin zu verfolgen, und wenn es bis auf die Mitte der Dresdener Elbbrücke wäre. Das Wild bis in die größten Städte damaliger Zeit hinculief, — es geschäht mirunter jetzt noch — war gewiß nichts Ungewöhnliches. Dummelten sich doch im Herbst 1622 ein Paar Wildschweine auf dem Leipziger Markte, von denen dann das eine nach vorn, das andere nach rückwärts wieder davonlief. Dem Dresdener Rat war von altersher verordnet, zur Zeit der Weinlese einen Hirsch in den landesherrlichen Gärten zu jagen, „sofern die Herren das vermögen.“ Wer in Somburg v. d. N. die 100. Schneepje auf dem Frühlingsfrisch herabschob, ward „Schneepfennig“ und dadurch für das ganze Jahr von allen Abgaben frei.

Was will freilich die 100. Schneepje besagen gegen die große Zahl der abgewissenen Leipziger Lenden, die jetzt das Jagdrecht jähzt, die aber vor 200 Jahren ein begehrter, wichtiger Handelsartikel waren. Im Oktober 1720 wurden allein 404340 Lenden in die Reichshadt eingeführt. Sie waren so fett, daß sie bis zu fünf Lot wogen und ohne jede weitere Zubat gebraten werden konnten. In einem regelrechten Jagdgebiet gehört übrigens auch eine häßliche Mente. Im Jahre 1435, bei der großen Auseinandersetzung zwischen der erueitrischen und albertinischen Linie zu Leipzig, wurde der Bestand der landesherrlichen Mente wie folgt festgestellt: „37 große englische Todten und Büren-Beißer, jeder absonderlich an einer eisernen Kette, 30 Vierhunde, 20 Jäger-Leip- hunde, 20 Besurf-, 40 Vierhunde, 40 Koppel-Jagdhunde, 5 Leib- und Kammerhunde, 50 englische Hunde, (Kuechys-Leithunde), 40 Saufinder, 50 Dachs-Schleifer, 20 Strichweidhunde.

Die Sorge um die Jagdtrophäen veranlaßte manchen seltsame Händel. So hatte Kurfürst Johann Georg I. im Jahre 1629 in Erfahrung gebracht, daß am Rittenerberge bei Rochlitz ein Hirsch, „wobei die rechte Stange“ aufgefunden worden war, und er gab daraufhin dem dortigen Wildmeister Antoni Jähmmer sein „ungründigstes Mißfallen“ in einem längeren Handschreiben zu verstehen, worin er ihm u. a. schrieb: „weil Wir die rechte Stange kurz und wieder haben und unverloren wissen wollten. Alles begehren Wir, Du wollest solche bey Vermendung anderer Anordnung, so Wir sonst wieder Dich und die Knechte dieser Kecher Vorzunehmen begehrt, zur Stelle schaffen.“ Und als ihm dies beim Durchlesen noch nicht deutlich genug erschien, verjah er es noch mit folgendem Pokskriptum: „Wildmeister schaffe die Stange oder die Sonn und Mond soll Dich nicht beschleuen, zwischen hier und Johannis, Haseförsen sage, er soll einen Staußen Schilling (eine Tracht Prälge) haben, warum er so untreu ist. Der Donner und der Teufel soll euch rühren und jähren, wernach Du Dich eigentlich zu achten.“

Wir wissen nicht, ob der unglückliche Wildmeister die verlorene Stange hat herbeischaffen können. Aber das wissen wir, daß August der Starke 200 Jahre später ein anderes Hirschgeweih weit teurer bezahlt hat. Es lohete ihn eine ganze Kompanie seiner Landeskinder. Theodor Fontane berichtet darüber in seinen Wanderungen durch die Mark Brandenburg unter Königsrukerhansen: „Es war dies das 532 Pfund schwere Geweih eines Hirsches, der 1636 im Köpenicker Forst erlegt worden war. Es war etwas ganz Erworntes gewesen sein, da Friedrich August II. von Sachsen dem König Friedrich Wilhelm I. eine ganze Kompanie langer Grenadiere zum Tausch dafür anbot, ein Auerbieten, das natürlich angenommen wurde. Das Geweih erzählt noch und soll sich in dem Jagdschloß Moritzburg bei Dresden befinden.“

Aus diesen und ähnlichen Beispielen ersieht man, wie der Jagdbetrieb — ein jedem Menschen tief innenwohnendes Erbe aus der Urzeit — die Jäger selbst noch auf dem Sterbebett, auf das mächtigste beherrscht. Der Tod Johann Georgs I. und II. soll nämlich, der Volksweltfeyerung zufolge, durch unzeitgemäßes Hirschbrüllen verursacht worden sein. Und Oswald von Carloneis, ein großer sächsischer Nimrod seiner Zeit, schrieb am 7. September 1673 von einem anderen Zeitgenossen und Jägermann:

„er ist zu Nacht um 12 Uhr mit dem Hirschen kräftig aufgetreten und in die alte Mark gewandelt.“ Das heißt in der Jägersprache — ein selig End!

Die Verjüngung des „Danton“.

Von Kapitänleutnant Robert Korah (*).

Unser Boot stand am 19. März 1917 mittags an der Südküste Sardiniens. Wir feuerten nach Nordwesten. Ich war wieder einmal beim Lejen. Diesmal war es ein Artikel in einer volkswirtschaftlichen Zeitung über „Meyilos Schicksal“, der meinen Wissensdurst befriedigen sollte. Ich war noch beim ersten Absatz, als ich durch den Sprachschlund die Meldung erhielt: „Bachbord voraus ein Dampfer.“

Ich eilte hinaus. Mühsam laur ich in Zentrale und Turm durch das Gedränge. Fast die ganze Freiwache kam mir entgegen; die Leute hatten oben frische Luft geschöpft und waren bereits vom wachhabenden Offizier unter Deck geschickt worden.

„Er ist einen Strich an Bachbord“ sagte mir Forberg. Durch das Doppelglas musterte ich ihn. Er war nicht — wie bei klarem Wetter — programmäßig mit Rauchpyren und Schornsteinen langsam über den Horizont hervorgekrochen — nein, in voller Anstürzen, mit Dampf, Schornsteinen und Masten mit hohen Funkenlängen tauchte er soeben heraus aus dem Dunst. Trotzdem wir ihn fast von vorne sahen und die Schornsteine sich gegen feurig verbedeten (die vielen Schornsteine, an denen wir nachher den Franzosen sofort erkannten), hielt ich ihn für ein Kriegsschiff.

Wir machten Linksrum und tauchten sofort, denn das Schiff war nur noch 10 Kilometer entfernt. Aber so leicht sollten wir ihn den Weg nicht verlegen. Der erste Wind durchs Schrohr zeigte uns, daß er selbst Rechtsrum machte und also parallel zu uns lief.

Und nun er sich uns in voller Breite darbot, erkannten wir ihn vollends als großes französisches Kriegsschiff. Mit frühlichem Ausdruck veränderte es Duesje, der gerade am Schrohr stand. Die Spannung im Boot wuchs. Hatte er uns gesehen? Ich glaube es nicht. Er lief wohl nur geradlinig Richtungsee.

Bei der Segner weiter wie jetzt nach der Drehung, dann entging er uns zwar ohnehin. Aber es war zu hoffen, daß er noch einiger Zeit wieder auf den früheren Kurs drehen würde. Und er tat uns den Gefallen.

„1 Uhr 55 Minuten“, meldete Steuermann Kräger, als er wieder auf uns zudrehte. Kurz vorher war noch ein weiteres Fahrzeug in Sicht gekommen. „Es sieht aus, wie ein Schiff unserer „Wüst-Klasse“, meinte Duesje.

„Kann sein“ sagte ich; „es ist der stürmende Zerstörer. Er jährt Richtungsee vor ihm her.“

Nach kam das Schiff jetzt näher; seine Richtung zu unserem Boot änderte sich nicht mehr: ein Zeichen, daß es zum Zusammenstoß kommen mußte, wenn wir beide so weiter liefen. Das war natürlich nicht meine Absicht; aber wenn ich nun unsere Fahrt nur ein wenig verminderte, bekamen wir ihn dicht vor unsere Torpedorohre. Dinehin war eine solche Fahrtverminderung höchst erwünscht; je geringer unsere Geschwindigkeit, desto geringer auch der Schammstreifen, den unser Schrohr im Wasser erzeugte.

Unter sparsamem Schrohrgebrauch lief ich an. Es war sehr unwahrscheinlich, daß man uns sah, wenn auch „Danton“ bei seiner Befahrung von 1100 Mann zahlreiche Ausguckposten aufgestellt haben mochte. Eine beträchtliche Dämmung sollte aus Nordwesten bei aufrichtigem Wind; starke weiße Schaumklümpen standen auf der tieflaunen See; das war die Befestigung, die wir brauchten.

Jedenfalls sah uns niemand. Der Zerstörer fuhr abwärts los in etwa 600 Metern Abstand vor uns vorbei, dann kam das Mineschiff selbst uns vor den Bug! Alles klappete heute wie bei der Schießübung. „Reide Kehre, Achtung! Erbes — los! Weiteres — los!“

Man schnell das Schrohr einziehen, damit er auch jetzt nichts merkt! Inbessen: die Wasserbata der Torpedos wurde gesehen, so haben sie nachher berichtet. Und als später das Schiff Nebenlag, sah ich das Ruder hart zu Bord liegen. Hat „Danton“ im letzten Augenblick noch eine Wendung versucht? Möglich, aber es gab kein Entrinnen mehr; zum Abbrechen wie zum Ueberrennen des Unterbootes war es zu spät.

Beide Detonationen erfolgten in unserer nächsten Nähe mit etwa 5 Sekunden Zwischenraum. Man hatte das Schiff an seiner linken Seite unter Wasser zwei Löcher wie Scherenschnitte, etwa 20 Meter voneinander entfernt. Ich konnte diese Wirkung genau von meiner Tätigkeit beim Torpedo-Verjüngungsmomente her.

Es war die Todesstunde. Unser Boot bockte nach dem Schuß einen Augenblick, und mit dem oberen Teil unserer Masten kam auch mein Schrohr für kurze Zeit aus dem Wasser: Da sah ich, daß das Schiff — unmittelbar nach dem Schuß — schon etwa 30 Grad nach Bachbord überlag. Es konnte zweifellos nicht mehr lange schwimmen.

*) Mit Genehmigung des Verlegers aus dem in den nächsten Tagen erscheinenden Buche: „Die Verjüngung des Danton“, Meine U-Boots-Erlebnisse von der Ostsee bis zum Mittelmeer, von Kapitänleutnant Robert Korah. Mit Illustrationen und während der Fahrt gemachten photographischen Aufnahmen. (Gutten-Verlag, Berlin SW 11.) Preis 1 Mark.

Wer nun kam der Berühmter auf uns zu, und wir empfanden uns auf größere Tiefe. Darauf hörten wir viermal das Krachen von Wasserbomben. Es sind das Sprengkörper, die unter Wasser in bestimmter Tiefe detonieren. — Nach einem französischen Bericht soll der Berühmter unser Schrohr mit 6 Granaten beschossen haben. Möglichweise liegt hier eine Verwechslung vor mit den Wasserbomben. Wir änderten den Kurs, ließen etwa 2 Seemeilen ab und gingen dann wieder auf Schrohrbrüche. Das Schiff schwamm noch mit starker Krängung. Erst jetzt durften wir es in aller Ruhe mustern; nach genauer Besichtigung fanden wir sein Ebenbild im „Taschenbuch der Kriegsflootten“ vor uns, und darunter lasen wir:

„Danton“ (09)
 Wasserverdr.: 18 400 t Artill.: 4—30. 5. L/45
 Masch. 22 500 P. S. Ta. 12—24 L/50
 Schnell. 19 7—20 Sm. 16—7,5, 8—4,7
 Dampftriede:
 Torv.: 2—45 8. 850' (10) Sm.
 Kohlen 2059 t 2125 (19 3) Sm.
 Geschossgewicht einer Breitseite 3080 kg.

„Danton“, „Mirabeau“, „Doltaire“, „Diderot“, „Condorcet“ (09), „Vergnaud“ (10).

Welches dieser fünf Schiffe hatten wir vor uns? Das erfuhren wir erst, als an der Untergangsstelle eine Kiste mit Briefschaften gefischt wurde. Aber das war ja Nebenache.

Ich steuerte das Schiff wieder an, um ihm nötigenfalls noch einen Torpedo zu geben. Dabei ließ ich die Besatzung durchs Schrohr sehen. Nicht alle zwar; die letzten mußten sich mit dem Bild im Taschenbuch begnügen, das man im Boot von Hand zu Hand wanderte.

Denn das Schiff selbst verschwand bald. Bevor wir auf Schußweite herankamen, fenterte es nach Backbord; das Red sah noch einige Minuten aus dem Wasser, dann ging „Danton“ um 2 Uhr 50 Minuten nachmittags mit dem Bug voran in die Tiefe!

Er war auf dem Wege von Toulon nach Korsu gewesen! Ueber die letzten Augenblicke an Bord stimmen die Berichte nicht überein. Nach „Union de Sarde“ in Cagliari, wo unmittelbar nachher die ersten Ueberlebenden gelandet wurden, war der Untergang so schnell erfolgt, daß keiner der gewöhnlichen Rettungsversuche der Mannschaft möglich war. — Nach einem sehr viel späteren Bericht des „Journal de Geneve“ (4. April) hingegen hätte die Besatzung die Boote kaskbütig zu Wasser gelassen.

Dieser Widerspruch ist leicht erklärlich und pflügt bei ähnlichen Ereignissen stets aufzutreten. Von amtlichen Beschönigungen ganz abgesehen, übersehen die Beteiligten meist das Ganze nicht und schildern daher die Szenen, die sich gerade vor ihren Augen abspielten. Nur der Kommandant, Kapitän Delage, konnte vielleicht genaue Auskunft geben, Aber er gehört zu den 296 Untergangenen.

Nach meiner Ueberzeugung hat schon die starke Schräglage des Schiffes von vornherein ein Zuwasserbringen nahezu aller Boote unmöglich gemacht. Darum mag der Kommandant wohl befohlen haben — wie das auch berichtet ist —, daß alle Mann ins Wasser springen sollten.

Tagegen scheinen auf „Danton“ Flöße zur Rettung bereit gewesen zu sein.

Von den 806 Geretteten sind mehr als 400 durch den Berühmter „Massue“ aufgenommen worden. Der Rest hat sich teilweise auf dem Kiel des Untergangsschiffes bis zuletzt festgehalten und ist dann zu den Flößen geschwommen. Im ganzen haben sich auf den Flößen über 300 Mann gerettet; nach 5 Stunden hat ein Fischdampfer sie dort abgeholt.

Mit den Offizieren zusammen trank ich Kaffee.

Dann griff ich mechanisch zur Zeitschrift. Von „Mexikos Schicksal“ wollte ich weiterlesen. Aber über den ersten Absatz kam ich nicht hinaus. Die Worte und Sätze bewegten sich unversichtlich vor meinen Augen. Meine Gedanken waren in weiter Ferne. Und sie wanderten zurück in längst vergangene Jahre. Ein Traum meiner Jugend hatte sich heute erfüllt.

Väheritsh.

— Gediegene Jugenderzählungen zum Preise von 3—4,50 Mark für den gut ausgestatteten und mit hübschen Bildern versehenen Band folgt der Verlag von Levy & Müller (Stuttgart) auf den Weihnachtsfest. „Die Waldmargarete“, von Tony Schumacher, bringt in mit Liebe und Herzengüte erzählter Weise die wechselreichen Schicksale der Tochter eines Waldhüters. — Josephine Siebe erzählt von dem Leben und Treiben einer lustigen Kinderjäger aus „Rose, Linde und Silberner Stern“, drei befreundeten Familienhäusern einer Kleinstadt, und weiß die drolligen Vorgänge, die sich hier täglich abspielen, mit viel Spannung und Humor zu schildern. — Ein gleichwertiges Buch ist „Jergendwo und Nirgendwo“. Vergangenheit und Gegenwart, Stadt und Land haben ihr Bestes für den Inhalt dieser festlich geschriebenen Erzählungen beigegeben. — Daneben hat der Verlag auch das von der reiferen männlichen Jugend bevor-

zugte abenteuerliche Gebiet nicht vergessen. Da ist sehr empfehlenswert vor allem der Band „Im Kampf um Bagdad“, eine Erzählung aus dem Weltkrieg von Dietrich Darenberg. Mit genauer Kenntnis von Land und Leuten legt der Verfasser die Hände bloß, mit denen die Engländer die Araberstämme zwischen Euphrat und Tigris auf ihre Seite zu bringen und sie zum Abfall von den Türken zu veranlassen suchten. — „Der Admiral der roten Flagge“, von Fritz Red-Maltesen, führt dagegen den Leser in ein ebenfalls bedeutendes und doch noch wenig bekanntes geschichtliches Gebiet, nämlich in die erbitterten Kämpfe der seeräuberischen Flibustier gegen die Spanier in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Schlachten der Flibustier zu Wasser und zu Lande unter de Grassi, Morgan und Luffan schildert der sechswändige Verfasser mit bekannter Meisterhaftigkeit und entwirft ein feines, farbenprächtiges Bild von der Freibeuterrepublik, deren Führer so furchtbar, oft aber auch sehr ritterlich mit ihren Gegnern umgingen.

— Der goldene Zweig. Dichtung und Novellenkranz aus der Zeit des Kaisers Tiberius von E. Gjellerup. Gebunden 4,50 Mark, gebunden 6 Mark. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. — Der diesjährige Nobelpreisträger Karl Gjellerup, der feinsinnige Dichter serner und vergangener Kulturen, ist ein eigenartiger Dichter, dessen Werke von reichen philosophischen Gedanken durchdrungen sind. Der „goldene Zweig“ führt in eine der gewaltigsten Schicksalswenden des geschichtlichen Geschehens. Er breitet in dichterischem Schauen und Gesalten allen Glanz und alle Macht der römischen Kulturwelt aus und läßt in das abgewandte Imperium die ersten Verkehrten der kommenden Zeit bringen: von Golgatha her leuchtet das Morgenrot des Christentums über dem großen Sterben der olympischen Götter, und aus den nordischen Wäldern weht die frische, fähle Morgenluft germanischer Kraft und Hobeit in den verderbten schwallen Rom's. Diese über lange Zeiträume sich verändernden Kulturwandlungen werden veranschaulicht in dem Schicksal der teils geschichtlichen, teils frei hingestellten Gestalten, die eine sinnvolle Verkettung nach dem wundervollen Kleinod im Hain des Dianentempels am Nemisee ruft.

— Kinder der Freude. Felix Salten. Verlag S. Fischer, Berlin; geb. 2,50 Mark. — 3 Einakter sind es, die von der neuen Kunst Saltens erzählen. „Es lebe das Leben, das sich selbst als Brod erkennt“, könnte man als Titel über diese Bühnenverföhen schreiben. Felix Salten arbeitet mit scharfen Kontrasten, seine Menschen und Lebenskünstler, die gekämpft haben, oder Menschen, die wissen wollen, wo des Bude's Kern steckt, was das Leben bedeutet, was es ihnen geben kann. Halb ernst, halb ironisch, aber nie trivial sind die Gestalten, die Salten Theater spielen läßt. Dem Theater spielen sie alle, der alte Rohrbach, die Mizzi Badfinger, der Dosschauspieler Kran. Salten hat uns schon so manches schöne Werk geschenkt und die Berehrer seiner Kunst werden die 3 neuen Einakter freudig begrüßen.

— Deutsche Musik auf geschichtlicher und nationaler Grundlage, dargestellt von Professor Dr. D. Freiherr von der Pfordte. 346 Seiten mit Buchdruck und 15 Tafeln. Gebunden 9 Mark. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig. Der Verfasser verfolgt den Fortschritt der deutschen Musik von Jahrhundert zu Jahrhundert und entwickelt, wie immer bewußter das Deutschland in ihr hervortritt, immer siegreicher die beherrschenden fremden Einflüsse abgewehrt, immer entschiedener Selbständigkeit gewonnen wird. Unsere großen und kleinen Meister werden als Musiker und Deutsche geschildert, sowie die Aufnahme ihrer Werke seitens ihrer Zeitgenossen wie auch die Nachwelt aus deutschem Empfinden heraus erklärt.

— Unsere Volksernährung auf der Grundlage unserer Landwirtschaft. Fünfhundschzig graphische Darstellungen mit erläuterndem Text in Verbindung mit Professor Dr. M. Rupp, herausgegeben von Professor Dr. W. Schoenichen. 58 Seiten mit 46 Tafeln. Gebunden 2,20 Mark. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

— Rein, Wilhelm. Zur Neugestaltung unseres Bildungswesens. Rückside und Ausblide. Leipzig, R. V. Koehler. 1917. Preis 4 Mark.

Wortspielrätsel.

Von den 8 Wörtern unter a sind durch Voransetzung eines passenden Buchstabens 8 neue Dauwörter zu bilden von der Bedeutung unter b. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b müssen im Zusammenhang gelesen einen Zeitabschnitt benennen.

- | | |
|--------------------|-------------------------|
| a | b |
| 1. Stand | — Werkzeug. |
| 2. Stummelförpser | — Fest. |
| 3. Nordlicher Gott | — Gefäß. |
| 4. Ruffeltier | — Biblischer Name. |
| 5. Teil des Baumes | — Teil des Schiffes. |
| 6. Biblischer Name | — Uralt Stadt. |
| 7. Gebäude | — Biblische Landschaft. |
| 8. Metall | — Verkehrsmittel. |

(Auflösung in nächster Nummer.)